DIE RITTER-, RÄUBER- UND SCHAUERROMANTIK: ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN...

Johann Wilhelm Appell

Die

Ritter-, Räuber- und Schauerromantik.

Die

Ritter-, Räuber-

und

Schauerromantik.

Zur Geschichte

der

deutschen Unterhaltungs-Literatur.

Von

J. W. Appell.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1859.

Und wenn nun eure Kinder dichten,
Bewahre sie ein gut Geschick
Vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten.

Goethe.

Seinem Freunde

Dr. Ferdinand Lotheissen

in

Darmstadt

zugeeignet

vom

Verfasser.

Inhalt.

Allgemeine Andeutungen.

Mit kühnen, treuen, frommen Rittern
Verdarb sich der Geschmack von unsern guten Müttern;
Mit feinerm Witz, empfindungsvollen Scherzen
Verdirbt man unsrer Töchter Herzen.

Diese Verslein schrieb der alte Abraham Gotthelf Kästner in Ziegler's schwulst- und fabelreiche, von „honetten Gemüthern" einst begierig gelesene „Asiatische Banise, oder blutiges, doch muthiges Pegu" (1688); sie beziehen sich, wie man sieht, auf die Moderomane, die in den sechziger und siebziger Jahren das Empfindsamkeitsfieber bei uns verschleppten, und sicherlich ist der Stoßseufzer des Epigrammatisten ein durchaus gerechter. Dazumal waren aber in der That noch unschuldige und magere Zeiten im Vergleich zu Dem, was später kommen sollte. Denn erst in den achtziger Jahren wucherte in den deutschen Gauen, gleich dem geilen Unkraut, eine Literatur empor, deren

Ausbreitung und weite Verzweigung bald ins Entsetzliche ging. Das ist jene gemeinschädliche und geistestödtende „schöne Literatur", die blindlings dem groben Unterhaltungsgelüst des ungebildeten Haufens fröhnte; das sind die Träber, die das Volk verschlang, während unsere beiden großen Dichter, hoch über der dumpfen Menge stehend, den edlen Feuerwein ihrer Poesie darbrachten . . . . .

Wir Deutschen dürfen von uns rühmen, daß wir niemals so frevelhafte, stark unzüchtige Bücher ans Tageslicht gefördert haben, als die Nachbarn überm Rhein, welche in dieser Art ohne Zweifel die umfangreichste und die scheußlichste Literatur besitzen. Die in Berlin, München, sowie anderwärts gedruckten schlüpfrigen Romane wurden meist nach dem Französischen bearbeitet, oder verhalten sich doch, sofern sie wirklich Originale sind, zu denjenigen aus dem „neuen Babylon", wie simpler Fusel zu Aqua Toffana. Man denke nur an: Justine, ou les malheurs de la vertu und: Juliette, ou le bonheur du vice, von dem wahnwitzigen Marquis de Sade, der auch im Bicêtre starb; an die Phantasiegeburten anderer französischen Herren aus der vorrevolutionären moschusduftenden „guten Gesellschaft". Wie schwach erscheinen neben ihnen alle deutschen lasciven Geschichten! Das gallische Raffinement des Lasters ist dem weniger verfeinerten Deutschen Gottlob fremd geblieben, wenn auch freilich unsere

ehemaligen Großen, die in der Pariser Schule gebildet wurden, seinen Gifthauch einsogen.

Dagegen müssen wir mit einiger Beschämung auf die Fluth unserer gemeinen Unterhaltungsliteratur sehen. Welches andere Land, fragen wir, hat je eine solche Pfefferdütenliteratur gehabt, wie unsere Tagesbelletristik im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts und in den ersten Decennien des neunzehnten? An Masse wie an Rohheit und Erbärmlichkeit fanden diese schlechten deutschen Romane und Komödien nie und nirgend ihres Gleichen. Wir nennen uns so gern selbst das gebildetste Volk in Europa; wer uns jedoch nach der damaligen Lieblingsleserei des großen Publikums beurtheilen wollte, der müßte die „Nation von Denkern und Dichtern“ beinahe für die geschmackloseste und zugleich schwachmüthigste unter allen Nationen ansehen. Voll Unmuth äußerte sich auch schon 1776, also vor dem Eintreten der großen Ueberschwemmung, der scharfsichtige Johann Heinrich Merck in Wieland's Teutschem Merkur (Septemberheft S. 261): „Es ist wohl kein Land wie Teutschland, wo sich so elende Köpfe zum Beruf aufwerfen, das Publikum zu unterhalten.“ Gleicherweise schrieb Wieland im Jahre 1782 an Gleim, Raynal und Villoison wären in Weimar gewesen und hätten viel Aufhebens von dem blühenden Zustande der deutschen Literatur gemacht: „während daß es nie elender um uns ausgesehen hat, während

unsere meisten Autoren nicht einmal ohne Sprachfehler zu schreiben wissen, unsere meisten Versemacher keine Idee von Versification haben, unsere schreibselige Jugend lauter Monstra ausheckt, und die Zeit vor der Thür ist, wo jedes kleine Provinzchen, Städtchen und Dörfchen in Deutschland seine eigene Sprache, Grammatik, Rechtschreibung, Prosodie, seinen eigenen Parnaß und seinen eigenen ausschließlichen Geschmack haben, im Ganzen aber kaum noch eine Spur von wahrer Literatur übrig sein wird." (Ausgewählte Briefe von Wieland an verschiedene Freunde x. III, 340 ff.) In Bezug auf das Publikum aber sagte A. W. Schlegel in der Jenaischen Literatur-Zeitung von 1797: „Der bloß sinnliche Romanenhunger muß gestillt werden, sei es durch welche Nahrung es wolle. Mit unüberwindlichem Abscheu gegen die zweite Lesung auch des geistreichsten Buches verbindet sich eine Genügsamkeit, die sich selbst das Platte, Abgeschmackte und Abenteuerliche gefallen läßt, wenn es nur neu scheint, und bei der es bloß armseliger Umkleidungen bedarf, um dem Verbrauchtesten das Lob der Neuheit zu gewinnen." (Sämmtliche Werke XI, 26.)

Diese „schöne Literatur" artete zu einem Krebsschaden des deutschen Lebens aus. Nicht zu berechnen ist das Unheil, welches sie angestiftet hat, sowohl in den kleinbürgerlichen und plebejischen Kreisen wie unter den sogenannten gebildeten Ständen, bei allen den jungen und

alten Lesern und Leserinnen, die zu einem „schönen" neuen Romane griffen, um, auf dem „weichen Polster der Plattitude" sich pflegend, die liebe lange Zeit hinzubringen. Der Geschmack für das Bessere stumpfte sich ab durch diese überreichlich aufgetischten Leckerbissen, die man so „göttlich" fand; der Segen, den unsere klassische Dichtung schaffen sollte, wurde dadurch verringert und, wie Schlosser hervorhebt, der durchgreifenden Bildung einer Nation, die keine tonangebende Hauptstadt besaß, ein unüberwindliches Hinderniß entgegengesetzt; die gute Sitte wurde unterwühlt, und insbesondere der empfängliche Sinn der Jugend verderbt.

Mit Fug und Recht durfte man daher noch in späteren Jahren gegen unsere Väter des Staates die Anklage erheben, daß sie in Betreff der Romanseuche so wenig dareinsahen, während sie die politische Tagespresse mit ängstlich gespannten Blicken überwachten, auf die unerheblichsten Schriftlein fahndend, welche den Machthabern nicht angenehme Dinge enthielten. Noch 1826 schrieb Wessenberg, die Romanliteratur genieße der vollesten Freiheit, ihre Giftmischerei zu treiben und aller Orten ihre Buden aufzuschlagen mit allerlei Lockungen für Jung und Alt. „Wodurch" — so fragt er — „läßt sich dies erklären? Glaubt man etwa, die Sittlichkeit diene dem Staat weniger zur Stütze, als die Unwissenheit und der Aberglaube in politischen Dingen? Wen muß die gelinde

Nachsicht der Polizei vieler Länder in Hinsicht der Romane nicht befremden?" Er bezeichnet hierauf die Leihbibliotheken als Zwillingsschwestern der Lotterien. Der Unterschied wäre bloß, daß die Lotterien unbedingt sollten verboten, die Leihbibliotheken nur beschränkt und unter wachsame Aufsicht gestellt werden. (Vergl. Ueber den sittlichen Einfluß der Romane, ein Versuch von J. H. von Wessenberg S. 186 ff.) Bekanntlich hat man denn auch in neuerer Zeit die Leihbibliotheken, — die allerdings eher Giftbuden, als „Seelenapotheken" zu nennen sind —, in verschiedenen Staaten einer gewissen Polizeicontrole unterworfen. Eine ausgedehntere staatspolizeiliche Bevormundung, wie sie Manche in bester Meinung wünschten, mußte aber freilich in unseren deutschen Polizeistaaten vom Uebel sein. Unziemlichkeiten, Beamtenmißbräuche würden bald stattgefunden haben. Und durch hochobrigkeitliche Verbote und Polizeimaßregeln ließ sich überhaupt der Romanfluth kein Damm entgegensetzen; unsere Romanfabrikanten hätten und haben — wie Gervinus treffend bemerkt — das Mittel gefunden, aller Polizei zum Trotz und ohne Alles, was nur polizeiwidrig sein kann, ganze Sündfluthen von Romanen zu machen. „Ja, wenn man mit chinesischer Strenge verfahren wäre, und mit Kleider-, Fest- und Theeordnungen auch Romanordnungen vorgeschrieben hätte: wer weiß nicht, daß auch selbst die Chinesen ihre loyalen Romane haben?" (Geschichte der deutschen Dichtung V, 327 ff.) —

Dem Gebildeten, der da weiß, wie das Aufkommen des Romans im Allgemeinen einen Verfall der eigentlichen Dichtung bekundet, wird die eifrige Lektüre auch der nicht gerade verwerflichen Romane stets ein unerbauliches Anzeichen für die herrschende Stimmung sein. Mit doppeltem Widerwillen wendet er sich aber von dem unerfreulichen Wuste dieser schnell entstehenden und schnell vergehenden Romanliteratur, die alle paar Jahre nach der gerade herrschenden Mode ihre Physiognomie verwandelt, und die ebenso durch das Bedürfniß der Leihbibliotheken forterzeugt wird, wie sich die Blüthe der Leihbibliotheken von ihr herschreibt. Auch haben ihr die Literarhistoriker bis jetzt keine Beachtung geschenkt; mit einziger Ausnahme des gründlich forschenden Veteranen Koberstein, dem wir in Bezug auf die Entartung und Verwilderung unserer Belletristik die ersten näheren Angaben verdanken. Man behauptet, die gemeine Unterhaltungsliteratur verdiene, trotz ihres breiten Umfangs, keinen Platz in der Literaturgeschichte, und für eine Darstellung, die sich auf die Geschichte der Dichtung beschränkt, mag sie in der That durchaus gleichgültig sein. Nichtsdestoweniger ist sie für den Sittenforscher beachtenswerth. Ihre Einwirkung auf den Mittelstand und die unteren Klassen war unstreitig bedeutend, bedeutender als man sich in unseren Tagen insgemein vorstellt, wo kaum noch von einem merklichen Einflusse der schönen Literatur auf die gesellschaftlichen

Verhältnisse die Rede sein kann; sie macht uns manche Züge des früheren Lebens anschaulich, die man leicht übersehen würde, liefert einen Gradmesser für den Bildungsstand, den Geist und Ton der großen Mehrheit des damaligen leselustigen Publikums und führt zu belehrenden Vergleichungen zwischen dem Sonst und Jetzt.

* * *

Schon am Ausgang des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts finden wir eine größere Anzahl von in Deutschland geschriebenen oder ins Deutsche übertragenen Romanen, von den vielverwickelten galanten und curiösen Staats-, Liebes- und Heldengeschichten, den „Geographieromanen", Schelmenromanen und Robinsonaden. Eine Uebersicht derselben bietet ein 1785 gedruckter Katalog der Bücherei des fleißigen Sammlers Professor Johann Joachim Schwabe in Leipzig, des Schildträgers und Gehülfen von Gottsched. Hier werden sechzehnhundert siebenundachtzig Bände deutscher Romane aus den Jahren 1523 bis 1783 verzeichnet, und darunter hundertvierundvierzig Romane aus dem siebzehnten Jahrhundert. Auch in jener steifen, starren Perrückenzeit thaten sich bereits Leute auf, die nach dem Verstreichen ihrer akademischen Jahre, ohne Amt und Versorgung, das Bücherschreiben als Brotge-

werbe betrieben und zur Unterhaltung und Gemüthsergötzung der galanten müßigen Welt Romane auf Romane verfertigten. Ein professionirter „Scribent" war August Bohse aus Halle, der sich Talander zubenannte (geb. 1661, gest. um 1730?); von ihm kennt man, außer mancherlei anderen Sachen, einundzwanzig jener unförmlichen Romane, die gemeiniglich die Wohlbeleibtheit „von Scheller's Lexikon" haben. Er wird auch als der erste eigentliche Lohnschriftsteller unter den Deutschen namhaft gemacht. Dies ist jedoch nicht ganz richtig; denn schon vor ihm kam Eberhard Guerner Happel aus Marburg (1648—1695?), der zu Hamburg von seiner Feder lebte und von dem Koch in seinem Compendium der deutschen Literaturgeschichte fünfzehn Romane aufführt. Ferner ist hier zu erwähnen Christian Friedrich Hunold oder Menantes aus Wandersleben in Thüringen (1680—1721), ein Schüler Bohse's, bekannt durch seine Fehde mit Christian Wernicke, sowie durch viele Schriften in gebundener und ungebundener Rede. Darunter befanden sich fünf Romane; einige Berühmtheit erlangten vornehmlich: „Der Europäischen Höfe Liebes- und Heldengeschichte" (1704. 3 Thle.) und ein scandalöser „Satyrischer Roman, oder allerhand wahrhafte, lustige, lächerliche und galante Liebesbegebenheiten" (1705), um dessentwillen der Verfasser in der guten Stadt Hamburg seines Lebens nicht mehr sicher war. Uebrigens wurde dieser Menantes späterhin

noch ein gesetzter Mann und bereute öffentlich seine literarischen Sünden. In der Vorrede zu seinen „Akademischen Nebenstunden" sagt er: „Ich wünschte, daß viele meiner Schriften in ihrer ersten Geburt erstickt wären. Die Poesie, wie sie von mir und vielen Anderen getrieben worden, hat mehrentheils einen geringen Nutzen, und noch weniger Tugend in sich" . . . .

Solche zopfige Federhelden waren indeß immer nur vereinzelte Erscheinungen, und die oben angeführte Zahl der Romane ist doch eine verhältnißmäßig geringe. Erst in den achtziger Jahren des vorigen Säculums griff eigentlich die heillose Vielschreiberei so recht um sich; erst seit dieser Zeit wurde, wie oben gesagt, die deutsche Lesewelt mit einer Sündfluth von nichtswürdigen Romanen überschwemmt. Im Jahre 1796 bemerkte ein Mitarbeiter der Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek (Bd. XXI, erstes Stück, S. 190), ein nicht schlecht unterrichteter Buchhändler habe ihm die Berechnung vorgelegt, daß nur von 1773 an über sechstausend Machwerke dieser Art in Deutschland zum Vorschein gekommen seien. Und der Phalanx dieser Sechstausend, fügt er hinzu, schwebe allemal gespensterartig seiner Feder entgegen, wenn irgend ein neuer Roman von unbekannter Hand ihm zur Beurtheilung eingeliefert werde. Nach einer anderen Angabe (in der Hallischen Literatur-Zeitung von 1805 II, Sp. 153) waren im Verlauf der drei Jahre 1769 bis 1771 zweihundertfünfundsiebzig Ro-

mane erschienen; die einzige Jubilate-Messe von 1803 brachte dagegen deren zweihundertsechsundsiebzig, sodaß man nun auf den gleichen Zeitraum von drei Jahren anderthalbtausend rechnen konnte. Die literarische Industrie der Deutschen stieg überhaupt seit den achtziger Jahren in einem ganz unverhältnißmäßigen Grade, und die alte Klage des weisen Königs Salomo (Ecclesiastes Kap. 12, V. 12): „Viel Büchermachens ist kein Ende", konnte von da an erst mit dem vollgültigsten Rechte bei uns erhoben werden. Werfe man nur einen Blick in Meusel's gelehrtes Teutschland, diese große Katakombe unserer Literatur. Der treu-fleißige Johann Georg Meusel wird selbst in Schreck gesetzt durch die dunkel wimmelnden und stets sich vermehrenden Schaaren der deutschen Buchmacher. Nach seiner sorgfältigen Berechnung, die er 1806 in der Vorrede zur fünften Ausgabe seines Lexikons aufstellte, betrug in den sechziger Jahren die Zahl der lebenden Schriftsteller Deutschlands zwischen zwei- und dreitausend;

im Jahre 1771 waren ihrer	etwas über	3000
um das Jahr 1776	über	4300
um das Jahr 1784	über	5200
im Jahre 1791	ungefähr	7000
im Jahre 1795	ungefähr	8000.

Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts aber belief sich das deutsche Schriftstellerheer auf 10,648 Köpfe, 7650 mehr

als vierzig Jahre früher. Und fortwährend sehen wir dieses Heer im Wachsen, sodaß es schon nach dem ersten Decennium des neunzehnten Jahrhunderts mindestens 12,500 Köpfe zählte und also einige tausend Mann stärker war, als das heutige Kriegskontingent des Großherzogthums Baden oder Hessen.

Wir haben uns die Mühe genommen, die von Meusel registrirten, am Ende des vorigen Jahrhunderts lebenden Verfasser von Romanen, — Ritter, Knappen und Troß —, zusammenzuzählen, und gefunden, daß Deutschland dazumal zweihundertsiebenundsechzig solcher „romantischen Schriftsteller" besaß. Wobei man wohl berücksichtigen muß, daß sich unter dieser Zahl Vielschreiber befanden, hinter deren Namen sich seitenlange Titelverzeichnisse anhängen lassen, und die mit Nimmermann in Platen's romantischem Oedipus hätten sagen können:

Faßbinder, bindet wieder mir ein Tintenfaß.

Carl Gottlob Cramer.

Unter den unermüdlichen Vielschreibern, die im Anfang der achtziger Jahre ihr nichtsnutziges, doch nicht ganz brotloses Handwerk auszuüben begannen, steht Carl Gottlob Cramer mit oben an. Er, der Wundergeschichtenmann Christian Heinrich Spieß und Christian August Vulpius, der Schöpfer des Rinaldo Rinaldini, bilden zusammen ein famöses Kleeblatt; sie waren die unbestrittenen Häupter unserer aus Sachsen und Thüringen stammenden Romanproducenten und erfreuten sich einer ungeheuren schmachtenden Leserheerde, die sich aus dem ewig sprudelnden Borne ihrer Phantasie tränken ließ und ihnen geraume Zeit dankbar und respektvoll anhing.

Welchen breiten Platz behauptete nicht einstmals dieser Cramer auf dem Blocksberge der deutschen Literatur! Sein Nachruhm ist allerdings nicht fein; allein die Mitlebenden

dachten anders über ihn. Der nun im Staub und Schmutz der Leihbibliotheken begrabene Erasmus Schleicher von Cramer gehörte wirklich zu den bekanntesten und beliebtesten Romanen seiner Zeit; er erlebte das Glück und die nicht geringe buchhändlerische Ehre von vier rechtmäßigen Auflagen, wurde überdies verschiedentlich nachgedruckt, sowie ins Englische übersetzt; ja er fand selbst Gnade vor dem Richterstuhl der damaligen Kritik. Auch der deutsche Alcibiades, Paul Ysop und Hermann von Nordenschild zählten früher zu den Leihbibliothekennummern, die man am allermeisten begehrte; desgleichen „Adolph der Kühne, Raugraf von Dassel", von dem noch 1840 ein Leipziger Buchhändler einen neuen Abdruck lieferte. Cramer's Hasper a Spada aber wurde das sprichwörtliche Urbild des ungekämmten und ungewaschenen Heldenthums der Ritterromane. Wie eine magische Zauberruthe wirkte Cramer's Name auf das „romanneugierige Lesepublikum" — das mußten ihm sogar seine Recensenten, die ihre verwerfenden Urtheile gegen ihn aussprachen, aus selbsteigner Erfahrung zugestehen, und mit dreister Stirn durfte er von sich behaupten: „Meine Romane werden, was auch immer trübsinnige, mürrische Recensenten denken und sagen mögen, nicht gelesen, sondern verschlungen, nachgedruckt und doch viermal aufgelegt." Die Herren Buchhändler versäumten denn auch nicht, diesen Umstand für sich zu benutzen. Es kamen verschiedene Geschichten heraus, auf deren Titel Cramer's

beliebte Firma gesetzt war, ohne daß sie von ihm herrührten. Cramer fühlte sich deshalb gedrungen, öffentliche Verwahrung einzulegen. Seine Erklärung wurde im Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung von 1794, Nr. 68, S. 543 abgedruckt und lautet wie folgt:

Erklärung.

Im Verlag der akademischen Kunst- und Buchhandlung zu Berlin ist erschienen: Conrad von Kaufungen, oder der Fürstenraub. Aus dem fünfzehnten Jahrhunderte. Vom Verfasser des Hasper a Spada. 1794. Desgleichen von der nämlichen Buchhandlung, als zukünftig, angezeigt worden: Raspo von Felseneck, oder der Gottesgerichtskampf. Aus dem eilften Jahrhunderte. 1 Theil. 8. Vom Verfasser des Hasper a Spada.

Ohne über den Werth oder Nichtwerth dieser Schriften (da ich sie bloß aus dem Meß-Catalog kenne) zu urtheilen, finde ich, zur Ehre der Wahrheit, für nöthig hier anzuzeigen: daß ich auch nicht den geringsten Antheil an ihnen habe und haben mag; indem ich völlig zufrieden mit der Ehre bin, welche das gütige Publikum meinen rechtmäßigen Kindern zu geben geneigt ist. Sollte dieses merkantilische Unwesen nicht unterlassen werden, so werde ich meinen Weg zum gerechten Ohr des Königs zu finden wissen.

Naumburg an der Saale, den 10. Juni 1794.

Carl Gottlob Cramer.

Verfasser des „Hasper a Spada".

Auch später wurden ihm noch fremde Mißgeburten untergeschoben, wie „Angelo di Pola, Seitenstück zu den gefährlichen Stunden" (Leipzig 1801) und „Das Schiffermädchen, Seitenstück zum Jägermädchen" (Prag 1801). —

Dieser berühmte und kühne thüringische Autor erblickte das Licht am dritten März 1758 zu Pödelitz bei Freiburg an der Unstrut. Er wurde in die Schulpforta aufgenommen, in deren klösterlich ehrwürdigen Mauern zu gleicher Zeit jener Friedrich Christian Schlenkert, der nachmalige mitstrebende Heros, welcher nur ein Jahr älter war als unser Cramer, sich bildete. Von Schulpforta zog er nach Leipzig und studirte Theologie. Er brachte es auch bis zum Candidaten des Predigtamts, hat aber die Kanzel nicht betreten. Zum wenigsten wird in einer Nachricht über ihn (im Brockhaus'schen Conversations-Lexikon, Neue Folge I, 752) gemeldet: „Wir erinnern uns nicht, daß er von diesem Studium in der Folge weitern Gebrauch gemacht, man müßte denn dahin die Bekanntmachung ärgerlicher Anekdoten aus dem Leben seiner Lehrer rechnen wollen, die er in den Hörsälen und anderwärts aufgetrieben und mit denen er später einige seiner Romane ausschmückte". Nach seinen Universitätsjahren lebte Cramer ohne ein festes Brot, als „Privatgelehrter", in Weißenfels, später in Naumburg an der Saale. Im Jahre 1795 wurde ihm durch den Herzog Georg Friedrich Karl von Sachsen-Meiningen der Charakter eines herzoglich coburg-meiningschen Forstraths verliehen, und am siebenundzwanzigsten Oktober dieses Jahres hielt er seinen Einzug in die Residenz Meiningen. „Wie Ferrara seinen Ariost und Tasso, Florenz seinen Dante, Leipzig seinen Gottsched,

Anspach seinen Utz und Weimar seinen Goethe", so besaß nun Meiningen seinen Cramer. In der Folge erhielt der geniale Deutsche auch eine Anstellung als Lehrer an der von Herzog Georg neu errichteten Forstakademie zu Dreißigacker bei Meiningen, die er bis zu seinem Tode bekleidete. Er starb am siebenten Juni 1817.

Auch im Leben befliß sich der Verfasser des Hasper a Spada und des Erasmus Schleicher, der eigentlich niemals aus seinen Flegeljahren herauskam, der biedermännischen, deutschthümlichen Grobheit; er redete aus ungenirter Brust und war ein merkwürdiges Original. Meister Tieck, der ihn öfters mit den glänzenden Pfeilen seines Scherzes gestreift hatte (man erinnere sich nur der Stelle in der Einleitung des Phantasus), sah ihn einmal von Angesicht zu Angesicht. Auf einer Sommerlustreise, die Tieck 1803 mit seinem Freunde Wilhelm von Burgsdorff machte, kam er eines Sonntags in dem meiningenschen Bade Liebenstein in unseres Autors Nähe. Cramer, ein großer, ziemlich starkleibiger Mann, saß im eifrigen Gespräch, umgeben von seinen Bekannten. „Das Gesicht war pockennarbig, der Ausdruck platt und gewöhnlich, die Stimme hart und rauh. Die Pausen der Rede füllte er durch lange Züge aus einer großen Meerschaumpfeife; in dicken Qualmwolken blies er den Rauch umher. Er sprach in einer sonderbaren Mischung der überschwänglichsten und niedrigsten Redensarten, Schimpfwörter wurden in seinem Munde

zum Ausdruck der Anerkennung" (Rud. Köpke, Ludwig Tieck, Erinnerungen aus dem Leben des Dichters, I, 307 ff.). In der 1834 erschienenen Novelle „Eine Sommerreise", die an launigen Ausfällen reich ist, hat Tieck auch diese persönliche Begegnung mit Cramer geschildert. Der „Meiningensche Ariost" ist dort redend eingeführt und erzählt, indem sein großer Mund „lächelnd durch die Nähte der Pockennarben" bricht, von einem verewigten Universitätsfreunde, mit dem er manchen seligen Abend durchschwärmte; einem großen und idealischen Menschen, der aber nachher kläglich verenden mußte.

In seinem vierundzwanzigsten Jahre trat Cramer als Schriftsteller hervor, mit dem Romane „Leben und Abenteuer Karl Saalfelds, eines relegirten Studenten" (1782). Dieser Erstling seiner Muse ist ein ganz studentenhaftes, in mattem Taumel hingeklecksstes Stück Arbeit, woraus noch nicht die rechten Flammen der Cramer'schen Deutschheit wehen. Es ist die Geschichte eines raschen jungen Bengels von hervorstechenden Eigenschaften und herrlicher Seele, „der jedem Frauenzimmer, das ein Herz hatte, Klopfen unter dem Halstuche verursachen mußte". Erst ein flotter Musensohn, der sich bei Scandälen und Paukereien rühmlich auszeichnet, dann ein erschrecklich tapferer Offizier, macht Karl Saalfeld eine glänzende Carrière, erwirbt sich die vertraute Gunst eines edelmüthigen Fürsten und bekommt zu guter letzt auch seine Minna, ein Fräulein von

altem Adel, das schon auf der Hochschule „in ihn angeschossen" war.

In der Zueignung an seinen Freund, den Herrn Doktor Schneider in Lauchstädt, spricht Cramer auch von sich selbst. „Niemand — sagt er — hat leicht in der Welt mehr das Unglück oder Glück gehabt, verkannt zu werden, als ich, das weißt Du. Wie oft hat man mich für einen Schläger, für einen Grobian gehalten! Und wer mich genau kennt, findet doch, daß ich keins von beyden, viel weniger alles beydes zugleich bin. Aber mein Grundsatz ist von jeher gewesen, das Gegentheil von dem zu werden, für was die Welt mich hält, und da hab' ich dann so meine Lust, wenn die Leute die Mäuler aufsperren, und nicht finden, nicht begreifen können. Hätt' ich in meinem Leben mehr Schmeichelеyen als üble Nachreden von mir hören müssen, wer weiß, ob ich wäre, was ich bin. Ich bin zwar eigentlich noch nichts als etwa ein guter Kerl, aber ich will schon noch was werden, und das bloß den Leuten zur Schur, die glauben, ich werde nichts."

Und Cramer hat das Versprechen, welches er hier so renommistisch vor aller Welt ablegte, unzweifelhaft in Erfüllung gebracht. Er ließ auf den Karl Saalfeld, bis zu seinem Todesjahr, eine lange und dichte Reihe von Büchern folgen, und so ist es ihm immerhin gelungen, seinen Namen in den Tempel der Unsterblichkeit einzukratzen. Fast jede Jubilate- oder Michaelismesse versorgte er von jetzt

an den Leipziger Markt aufs neue mit seinen Produkten. Nach 1782 erschienen von ihm: „Menschenschicksale; eine Geschichte aus dem achtzehnten Jahrhunderte“ (2 Theile); alsdann „Meppen Bocksbart, oder wundersame Ebentheuer eines peregrinirenden Kandidaten, eine wahre Geschichte“ (1783—85. 2 Thle.). Im Jahre 1784 „Adolph, Freyherr von Rubin, ein Weibergeschichtchen“ (2 Thle.); 1786 „Adelheim, eine Schweitzergeschichte vom Verfasser der Geschichte Karl Saalfelds“ (2 Thle.). Im Jahre 1789 trat der erste Theil vom Erasmus Schleicher ans Licht, welchen der aufgeblasene Polygraph selbst den Liebling unter allen seinen Geisteskindern nannte, und der auch seinen literarischen Ruhm eigentlich erst begründete. Der zweite und dritte Theil dieses Romans erschienen 1790, der vierte Theil 1791, und noch 1809 wurde die vierte verbesserte und vermehrte Auflage, mit acht Kupfern und dem Bildniß des Verfassers, veranstaltet. Der dreibändige deutsche Alcibiades kam in den Jahren 1790 und 91 heraus; 1791 und 92 „Hermann von Nordenschild, genannt von Unstern“ (2 Thle.); 1792 und 93 „Leben und Meinungen, auch seltsamliche Abentheuer Paul Ysops, eines reducirten Hofnarren, vom Verfasser des Erasmus Schleichers“ (2 Thle.). Ferner 1792 der erste Theil des Hasper a Spada, nebst „Adolph der Kühne, Raugraf von Dassel“ (3 Thle.), und im Jahre 1794 brachte Cramer vier neue Romane, nämlich den ersten Theil seines „Gott-

hold Tamerlan", den „braunen Robert", die „Geniestreiche" (2 Thle.), sowie den ersten Theil des „lahmen Wachtelpeters". Im Ganzen hat er nicht weniger denn sechsundfünfzig verschiedene Romane und Erzählungen in dreiundneunzig Bänden veröffentlicht.

Vergebens richtete sich die Kritik gegen den Sudler; sie mußte zuletzt in ihrem Werke ermüden. Denn ein solcher Löwe ließ sich durch kein kritisches Hahnengeschrei bestürzt machen. In seinen Vorreden pocht der unverschämte, cynisch-grobe Autor förmlich auf sein geliebtes Publikum, auf den großen Zulauf, den er gefunden. Mit oberherrlicher Verachtung blickt er auf die Kunstrichter, wie dies auch noch spätere Romanschreiber und Lieblinge des großen neuigkeitssüchtigen Lesepöbels zu thun pflegten, und die Leute, die in seinen Büchern nicht all' das Schöne finden, was er und viele tausend deutsche Leser darin gefunden haben und noch finden, werden von ihm nur bemitleidet. Ganz possierlich ist unter Anderem Cramer's hochtrabende Vorrede zur zweiten verbesserten Auflage des Hasper a Spada (geschrieben zu Naumburg an der Saale den ersten November 1793). Der schnelle Abgang der ersten Auflage dieses Buches ist ihm der größte Beweis, daß er Beifall gefunden hat. Zwar wollten sich einige Verdrußwolken auf seine Stirn schleichen — Verdrußwolken über die schier beispiellose Ungezogenheit, womit einige Recensenten seine Schriften behandelten. Doch — er hat ja seine Bücher

in den Händen eines Fürsten gefunden, vor dessen Geist und Herz Deutschland Ehrfurcht haben muß. Dieser deutsche Fürst hat es nicht ihm allein, sondern mehreren Menschen gesagt: daß er Cramer's Werke liest und liebt, weil er nicht wie die Herren Recensenten an Wortklauberei hängt, sondern den Sinn seiner Schilderungen fühlt. „Was will ich mehr?" ruft Cramer aus. „Auch war ja mein deutscher Alcibiades bereits dreimal rechtmäßig aufgelegt und ich glaube zwei- oder dreimal nachgedruckt, ehe das fragliche Blatt sie recensirt — lieber Gott! so kann man ja wohl diesen Leuten, die sich das Brot damit verdienen, leicht den Spaß lassen?" Die unartigen Klopffechter, meint er ferner, zeichnen sich jetzt so sehr aus. Das Publikum ist indeß der entscheidendste Richter. Spricht dieses einmal: ich mag dich nicht mehr lesen oder — was das nämliche ist — klagen seine Verleger — o! mit Vergnügen tritt er dann zurück. Er will durchaus Niemanden, am wenigsten aber dem Publikum lästig werden, und weiß — Gott sey Dank! — sonst seine Arbeiten und sein Brot. Aber so lang es dem Publiko gefällt, will er auch schreiben, was sein Geist vermag und seine beiden Hände vorbringen können. (Unsere Leser fragen sich vielleicht, wer denn wohl dieser deutsche Fürst gewesen, der solche Vorliebe für Cramer's Schriften an den Tag gelegt haben soll. Nach unserer Vermuthung mag dies kein anderer gewesen sein als derselbe Herzog Georg von Meiningen,

welchem der Romanschreiber auch Titel und Amt verdankte. Dieser Herzog, welcher von 1782 bis 1803 regierte, scheint in der That seine wunderlichen Seiten gehabt zu haben. Tieck traf ihn im Bade Liebenstein als Zuschauer in einer Marionettenbude, wo er aus einem ungeheuren Meerschaumkopf rauchte und sich an dem hier dargebotenen Kunstgenuß, sowie an dem überlustigen Treiben des Janhagels weidlich ergötzte.)

In einer anderen Vorrede zu seinem Romane „die gefährlichen Stunden" brüstet sich Cramer damit, daß sein deutscher Alcibiades und sein Hermann von Nordenschild zu seinem größten Vergnügen nicht allein in Norddeutschland bereits über sieben Jahre mit ungetheiltem Beifall — den Beifall einiger Recensenten ausgenommen — gelesen, sondern sogar, ebenso wie sein Erasmus Schleicher von den auf ihre eigenen Produkte so stolzen Britten in ihre Sprache übersetzt zu werden, gewürdigt worden. Die Recensenten sind ihm: „ausgetrocknete Halbmänner", „elende, ausgetrocknete Maschinen-Menschen", die keinen Sinn für etwas anders als für hölzerne Regeln haben, nach denen sie ebenso stocksteif, als ihr Gang, Blick und ganzes scharmantes Selbst ist, alles in der ganzen Welt messen.

Und bekommt man nun eins dieser Cramer'schen Geisteswerke zur Hand, so ist in Wahrheit Alles so ungeschlacht und knabenmäßig albern, daß man annehmen sollte, es habe kaum der simpelste Dummkopf daran Ge-

fallen finden können. Unbegreiflich erscheint es heute, wie nur einer jener von unserem Autor geschmähten Recensenten ihm, neben seinem Tadel, das versüßende Zugeständniß machen konnte, daß Herr Cramer unverkennbar ein „natürliches, nicht geringes Talent zu Arbeiten dieser Art" besitze, und wie er zu dem Ausspruche kam: Cramer zeige „eine seltene reichhaltige Ader von Dichtungskraft, lebhafte Phantasie, eine unversiegbare Quelle von neuen Kompositionen, einen ansehnlichen Schatz von praktischer Lebensweisheit, Hausmoral und Philosophie" (vgl. Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek von 1800. Bd. 50, 337). So nimmt es uns auch einigermaßen Wunder, wenn noch Franz Horn, in seiner „Poesie und Beredsamkeit der Deutschen" (III, 429), Cramer'n im Ernste eine schöpferische Kraft der Phantasie zuerkennt und ihn als einen guten, offnen, aber rohen und verworrenen Kopf bezeichnet. Wir können ihm soviel unmöglich einräumen.

Wo man auch in diese erstaunenswerthen Bücher hineinliest, stößt man alsbald auf irgend eine Pöbelei. Das Gräßliche verbindet sich mit dem Abgeschmackten und überschlägt sich dermaßen selbst, daß die Wirkung rein komisch wird. Neben der an Cramer berüchtigten Biederherzigkeit, die sich in der unfeinsten Kraftsprache ausläßt und beinahe Alles kühn übertrifft, dessen man von Vetter Michel gewärtig sein darf, schleicht der gemeine sinnliche Kitzel, und Cramer, der Ueberdeutsche, nimmt keinen Anstand,

seine geliebten Leser durch schlüpfrige Situationen und Schilderungen zu unterhalten. Weibliche Tugend, sagt er einmal, ist ein „relativer Begriff“. Selbst sein Erasmus Schleicher vergeht sich, ungeachtet seines freien deutschen Biedersinns, mit den ausschweifenden und ränkesüchtigen Koketten am Hofe, wenn er es auch im Uebrigen verschmäht, ihren Zwecken zu dienen. Er ist „tolerant in solchen Dingen, so lange sie sich mit der gemeinen Glückseligkeit des Ganzen vertragen.“ Auch wird eine junge Baronesse in diesem Romane, die schöne Antonie von Atlas, durch ihre etwas arge Liederlichkeit keineswegs daran verhindert, später noch die Gattin eines braven Mannes und eine glückliche Familienmutter, ja das gute Beispiel einer deutschen Ehefrau zu werden.

In allen diesen Geschichten, vom Erasmus Schleicher bis zum Septimius Storax, dieselben auf den Kopf gestellten Verhältnisse, dieselben Fratzen. Schon die Namen der Helden und Heldinnen: Graf von Jericho und Herzog von Hudrischackschack, Coralli, Graf Victor von Zedro, Jakob Luley, Gotthold Tamerlan, Risa — und wie sie alle heißen, zeichnen sich durch ihre wunderbare Geschmacklosigkeit aus. Dabei geht es kaum an, den Inhalt dieser ganz formlosen Romane zu erzählen, da Cramer je nach seiner Laune von dem Einen zu dem Anderen überspringt. Seitenlange Dialoge, mitunter ohne Einleitung dastehend, wechseln mit Schilderungen, die man jedenfalls sehr

„blühend“ fand, und diese halb dramatische, halb erzählende Manier ist für den Verfasser die bequemste von der Welt. Ueberhaupt versteht er sich die Sache außerordentlich zu erleichtern. Wenn z. B. im Hasper a Spada eine Wendung im Schicksale seines Helden eintreten soll, so erscheint unverhofft ein Geist, oder der Held vernimmt mit einem Mal eine weissagende, warnende Stimme, ohne daß man erfährt, von wannen sie kommt. Durch solche übernatürliche Einmischung wird alsdann eine Katastrophe auf die allereinfachste Weise herbeigeführt.

Bezeichnend ist es übrigens, daß Cramer mit Vorliebe in hohen und allerhöchsten Kreisen lebt und webt, wiewohl er sich doch so schlecht auf das aristokratische Kostüm versteht. In den meisten seiner Geschichten aus der modernen Welt versucht der deutsche Mann, seine Leser in die goldnen Säle einzuführen, wo länderverderbende Kabalen gesponnen und Pasteten und theuere Weine verschluckt werden. Ueberall begegnen uns nicht bösherzige, doch mißleitete und übelunterrichtete Fürsten, die von schlechten „wohlgemästeten“ Ministern, Finanzräthen, Oberstallmeistern, Kammerjunkern und sonstigen Hofschranzen umgeben sind. Da wird nun Gerechtigkeit im großen Stile geübt, und „wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.“ Im Erasmus Schleicher zersprengt der fuchsschlaue demokratische Tausendkünstler Erasmus die starken Netze der höfischen Intriguen und widmet sich, nach kun-

terbunten Schicksalen, als Schwiegersohn des neuen bürgerlichen Ministers Hammer, dem gemeinen Besten des Ländchens Sommersett. Im ersten Theile wird von dem Finanzrath Hamster gesagt: „Ein blühendes Land unter dem rechten, und die weinende Menschheit unter dem linken Fuß, in der rechten Hand eine Geißel, in der linken ein Stutzglas voll Bauernschweiß, der wie Champagner mussiert, und im Auge einen Basiliskenblick — so würde ich sein Bild für die Ewigkeit malen." — Die „Familie Klingsporn" (1798, 2 Thle.) enthält die Geschichte eines Feldmarschalls, der sich und die Seinigen durch mancherlei despotische Kniffe und Pfiffe, zum größten Schaden des Landes, in alle Stellen eindrängt, bis endlich der zu straff gespannte Bogen reißt und die schlechte Klingsporn'sche Sippschaft an den Rand des Bettelstabs (wenn wir diesen humoristischen Tropus hier anwenden dürfen) gebracht wird. — Der deutsche Alcibiades — Albert von Nordenschild — ist ein natürlicher Sohn des Königs Arno von Nordia, wider den die Kabale umsonst ihr Schlangenhaupt erhebt, und Cramer möchte seine Leser im Vorwort glauben machen, daß seine Geschichte authentisch sei, und daß er nur die Namen verkappt habe. Im Leben des schwänkereichen Hofnarren Paul Ysop, in den „gefährlichen Stunden" rc. rc. werden gleichfalls Auftritte aus der großen Welt der kleinen Höfe dargestellt.

Auch Cramer's altdeutsche Ritter werfen sich zu Rächern

des Unrechts auf, wie weiland Karl Moor. Sie wollen dem armen Landvolk die Sauen von den Saaten weghetzen; sie verfluchen die Ruhe, „wenn die Menschheit leidet, von feisten, lachenden Buben gedrückt", und senden Blicke voll edlen Grimms gen Himmel, fragend, warum er so rar thue mit seinen Donnern. Mit scharfer Zunge wird im Hasper a Spada über die Fürsten hergefahren, und die Beziehungen auf die Gegenwart sind nicht zu verkennen, wenn es heißt: „In der ganzen Natur gibt's kein härteres Ding als ein Fürstenherz. Sie sehen schöne Dirnen und Possenspiel'; aber nicht die Noth ihrer Länder! Hören ihre Jagdhörner und Sängerinnen; aber nicht die Seufzer und Thränen der Armen! —"

Im Grunde rumort hier allenthalben der Drang der Auflehnung gegen das verrottete Leben an den deutschen Höfen und Höfchen, gegen Kabinetsjustiz, Beamtendruck, fürstliche Blutsaugerei, und hieraus erklären wir uns denn auch im Wesentlichen Cramer's erstaunliche Popularität. Man darf nicht außer Acht lassen, daß in jenen Tagen das vielwinkelige heilige römische Reich mit seiner ganzen heillosen Wirthschaft noch bestand. Wenn also in diesen und andern Romanen fürstliche Räthe, die dem rechtslosen, hartgeplagten Bauer das „letzte Restchen Fell über die Ohren zogen", abgesetzt und des Landes verwiesen, im Saus und Braus lebende adelige Schurken entlarvt und unterdrückte Unschuldige wieder im Triumph herbeigeführt

wurden, so hatte dies zugleich seine praktische Bedeutung für die damaligen Leser, und mancher arme Teufel erlabte seine gepreßte Unterthanenseele an solchen starkaufgetragenen Gemälden der vornehmen Bosheit und ihrer wohlverdienten Niederlage.

Cramer's Hasper a Spada.

Bevor wir von unserem Cramer scheiden, müssen wir uns noch seinen berüchtigten dialogischen Roman „Hasper a Spada, eine Sage aus dem dreizehnten Jahrhunderte, vom Verfasser des Erasmus Schleicher" (2 Thle.), etwas näher betrachten. Dieses von deutschester Deutschheit überfließende „Buch der Vorzeit" erschien zuerst in den Jahren 1792 und 1793, sowie 1794 in einer neuen verbesserten Auflage. Es ist einem Freunde Cramer's, einem Rathsassessor Besser in Naumburg, zugeeignet, welchen er in einem Widmungsgedichte einen „Deutschen" nennt, dem Stern und Ordensband just so viel oder vielmehr so wenig gelten als ihm selber:

Mein Freund ist nur ein Biedermann:
  Ein ehrlicher Jurist;
Doch sieht man's ihm an Augen an,
  Daß er ein Deutscher ist.

Der flammenvolle Hasper a Spada ist, wie bereits an=

gedeutet, das hervorragendste Muster aller Ritterhelden. Er hat ein Stück von Karl Moor, sowie von Götz im Leibe. Doch was wollen Karl Moor und Götz neben einem Hasper! — Wenn Hasper auf dem Gaule sitzt, steckt der helle Teufel in ihm. Zwang kann er ebenso wenig ertragen, wie ein verzogener Rüde die Kette. Kalt wühlt er im Herzblut lachender Buben und weint der leidenden Unschuld eine gefühlvolle Thräne; er faßt mit der Rechten den stolzen tückischen Mönch an der Gurgel und theilt mit der Linken der hungernden Wittwe sein Brot aus. Weil er Muth in seiner Brust fühlt und Kraft in seinen Knochen, so fühlt er sich auch berufen, zu nehmen, wo etwas ist, und es hinzugeben, wo es fehlt. — Die bitterbösen Fürsten und Mönche nennen das aber freilich Raub. — Als man ihm nun sein Weib gestohlen, mordet, sengt und brennt er, Freund und Feind bluten unter seinen Streichen; „aus dem Löwen ist ein Tiger geworden". Seine arglistigen, ruchlosen Gegner haben ihn zum Aeußersten gebracht, und „wenn die Seel' eine Haut hätt'", so würde er sagen: „sie haben meine Seele geschunden". Am Ende huldigt er indessen noch dem Landgrafen von Thüringen, Heinrich dem Erlauchten, und legt großherzig selbst seine Burg in Asche.

Die faustrechtliche Lümmelei, das Geknirsch und schwere Gepolter gehen hier über alles Maß. Pferdegetrapp und Rüdengebell, Schwertergerassel, Lanzengekrach und Humpen-

klang dröhnen uns beständig in den Ohren; die großartigen Flüche und anderweitigen kolossalen Redensarten wechseln mit entsetzlichen, rippenzermalmenden Schlägen und Stößen, und ein Mensch aus dem neunzehnten Jahrhundert müßte in Hasper's Burg, wie schon Franz Horn bemerkte, sehr bald die schrecklichsten Kopfschmerzen verspüren. Solche armselige Bedenklichkeiten kamen jedoch den Verehrern Cramer's nicht in den Sinn. Wie schwoll dem Tertianer und dem Ladendiener sein Herze, wenn er las, wie die „Waglinge" auf ihren flüchtigen „Gaulen", die Stechstangen in den Fäusten, durch's Thal hinstürmen, und wie sie Püffe austheilen, bei denen „die Zähne wackeln und die Haare pfeifen!" Da ist namentlich das wackere immer durstige Ungethüm Feige von Bomsen, der wohl die meisten Herzen entzündete; ein Kämpe wie ein Waldochs, ein Bär im Gelag-Gaden wie im Kampfgewühl. — Und wie verstehen es alle diese Edeln, sich zu betrinken! Bei ihnen heißt's: „Humpen aus der Hand und die Lanz' hinein!" Selbst „Krätzer" mundet ihnen wie Niersteiner im Arme der Freundschaft; sie stürzen ihre vollen Humpen auf's Wohl der:

„Fürsten auf ihren Burgen — beim Niersteiner! — unterm Lanzengesplitter! — unterm Schwertergezische! unterm Fluche der Pfaffen — in Freiheit! — Freiheit! — Freiheit! —"

Die boshaften Pfaffen sind es natürlich vor Allem, die sie in Wuth bringen — die „heiligen Ungeheuer" — die

„Teufel Gottes", die unser Hasper „schinden" will. Der Burgpfaffe wird im ersten Theile S. 32 folgendermaßen gezeichnet: „Schleichend deine Schritte, wie die Schritte der Blindschleich' über dürres Heidemoos — tödtlich vergiftend dein Auge, wie Basiliskenblick — und dein Herz — ein verfluchter Rüstsaal aller Laster". — Daß Cramer überhaupt den billigen Anforderungen seiner Leser in Bezug auf unheimliche Dinge, die ein gelindes Haarsträuben verursachen, vollkommen entspricht, läßt sich von ihm voraussetzen. Ebenso durfte ein buhlerisches, ränkevolles „Weibsstück", eine plumpe Karrikatur der Adelheid im Götz von Berlichingen, nicht ausbleiben. Sie heißt Ida von Ladenburg, lebt am Hofe des Bischofs von Würzburg, wie Adelheid von Walldorf am Hofe des Bischofs von Bamberg, und hat einen Edelknaben, mit dem wohlklingenden Namen Saphir, der gleich dem Goethe'schen Franz nach seiner prächtig-schönen Herrin schmachtet. Auch hat sie eine gewisse Nanny als Kammermädchen, und diese führt mit genanntem Edelknaben höchst ärgerliche Scenen auf. Die grobe Sinnlichkeit des Verfassers bereitet sich hier ein behagliches Fest, und es verdient hervorgehoben zu werden, daß in diesem altdeutschen Rittergemälde das sittliche Gefühl nicht minder wie in den übrigen Cramer'schen Romanen beleidigt wird.

Uebrigens dürfen wir nicht vergessen, daß sich im Hasper a Spada auch Verse finden, Verse wie:

Gieb, kussige Dirne! gieb mir die Lanze,
Daß ich das verwegne Gesindel kuranze.

Oder:

Er trinkt, und es däucht ihm so wohl um den Magen,
So kurrig im Arme der Dirne.

Ein empfindsames Lied von einem Vogel, dem seine „nackigten" Jungen geraubt werden, ist zu lesen im ersten Theile S. 17 ff. — Für solche poetische Zugaben, worin der nicht immer musterhafte Bürger'sche Volkston nachgeahmt werden soll, belohnt sich der Verfasser zugleich selbst, indem er den Hörern regelmäßig Worte der Bewunderung in den Mund legt. So rufen einmal die reisigen Knechte, nachdem der gute Meister Klingsohr, ein „alter Minnesänger", sein Lied gesungen:

„Wacker! wacker! — Da seht mir mal einer Gott's Allmacht an! — Hols der Teufel! Der alte Meister singt wie 'ne Nachtigall .... Blitz und Hagel! wie das durch die Seele hin fährt, als wenn's mit Hufsalbe geschmiert wär, und dem Herzen so recht kurrig däucht, — als krabbelt' einem ein Dirnel um den Bart."

Diese Züge genügen wohl vollständig zur Charakteristik des borstigen Ritterthums unseres Cramer.

Christian Heinrich Spieß.

Von Cramer kommen wir zu Christian Heinrich Spieß, wohlberühmten Andenkens. Wer hätte nicht von diesem einstigen Lieblingsschriftsteller gehört, welcher seinen Lesern so reichliche Ergötzung schuf? — Spieß war 1755 zu Freiberg in Sachsen geboren; über seine Persönlichkeit und seine Lebensumstände ist wenig bekannt. Er existirte eine Zeit lang als Schauspieler, verschiedenen Gesellschaften angehörend; im Jahre 1788 aber sagte er der schwankenden Bretterwelt Valet und wurde Wirthschaftsinspektor auf dem gräflich Küniglischen Gute Betzdiekau in Böhmen. In diesem Amte starb er am siebzehnten August 1799. Seine literarische Ruhmesbahn eröffnete er 1782 mit einem Lustspiele: „Die drey Töchter". Hierauf verfaßte er noch zehn Schauspiele, worunter das 1790 erschienene vieraktige Ritterschauspiel „Clara von Hoheneichen" entscheidendes

Glück machte; ein Drama mit einer tugendsamen, vor Liebe und Herzensjammer rasenden Heldin, einem edlen, in Ketten schmachtenden Ritter, nebst einem höchst ruchlosen Bösewicht, dem zuletzt seine gehörige Strafe zugetheilt wird. In der Folge warf sich jedoch Spieß mehr auf die Ritter- und Geisterromane.

Bei Spieß erhielten die Leser stets „ihr vollgerüttelt Maß geschmackloser Abenteuerlichkeit“. Obwohl man ihn fast immer mit Cramer zusammennennt, war er übrigens doch nicht so gewaltig aufpolternd und unanständig, wie dieser; zudem bekundet sich bei ihm mehr Erfindungsgabe. Er hatte eine unermüdlich und geduldig spinnende Ammenphantasie. Er erzählte bald vom Petermännchen, bald vom Mäusefallen- und Hechelkrämer, oder vom alten Ueberall und Nirgends, bald von den zwölf schlafenden Jungfrauen oder den zwölf schlafenden Jünglingen, bald von den Löwenrittern oder den Rittern mit dem güldnen Horn, bald von Hans Heiling, dem vierten und letzten Regenten der Erd-, Luft-, Feuer- und Wassergeister, bald von den Geheimnissen der alten Egyptier. Er gab ferner herzbrechende Biographien der Selbstmörder, worin Prinzessinnen, Stubenmägde, Lieutenants, Schornsteinfeger, Majors, Schuster und Mönche als Märtyrer der Liebe, des Ehrgeizes und der Armuth sich darstellten. Diesen ließ er später noch Biographien der Wahnsinnigen folgen und führte seine Leser durch die Höhlen des Unglücks und die

Gemächer des Jammers. Und Alles war sehr wunderbar, übernatürlich und grauslich, und doch wieder so handgreiflich und hausbacken. Mit Recht wurde daher auch bemerkt, es mache oft den Eindruck, als muthe Spieß dem Leser nichts zu, als die Fähigkeit zu buchstabiren; selbst im Halbschlummer könne man ihn recht wohl verstehen.

Sehr wohlgemeint und wahrhaft exemplarisch scheinen auch die Zwecke dieses Mannes gewesen zu sein. Die zweite ächte Auflage seines Petermännchens ist z. B. mit einer Vorrede begleitet, worin Spieß zugleich ein Weniges den Tugendlehrer spielt. In diesem Buche — so erklärt der Romanschreiber — habe er absichtlich die Folgen einer zügellosen Wollust geschildert, weil die Wollust das Lieblingslaster seines Zeitalters wäre; auch lasse er Geister und Teufel darin auftreten, weil Erfahrung ihn belehrte, daß alle dergleichen Geschichten etwas Anziehendes für die menschliche Einbildungskraft haben, und weil er gern häufig gelesen zu werden wünschte, um häufig nützen und bessern zu können. — Der Inhalt dieser Geistergeschichte aus dem dreizehnten Jahrhundert läßt sich kurz zusammenfassen. Ihr Held, Ritter Rudolf von Westerburg, ist ein Erzbösewicht. Er verführt sechs unschuldige weibliche Wesen, lebt mit seiner Tochter unwissend in blutschänderischer Ehe, und ermordet nicht weniger als siebenzig Menschen, „theils durch seine Thaten, theils mit eigener Hand". Dafür wird er aber auch bei lebendigem Leibe

von Beelzebub geholt und unter schaurigem Wehgeheul in der Luft zerrissen. So ist denn hier zur angenehmen und heilsamen Erbauung für Jung und Alt die Wollust gemalt, und der Teufel dazu.

In der Scharteke „Meine Reisen durch die Höhlen des Unglücks und Gemächer des Jammers" (1796—1798. 4 Thle.) nimmt Spieß mit besonderer Wichtigkeit die Miene des nutzenstiftenden Menschenfreundes und Seelenforschers an; den einzelnen Mord- und Jammergeschichten werden hier stets Einleitungen in nachdrucksvollem Kanzeltone vorangeschickt. „Oft, wenn ich an der Schädelstätte der Mörder, Räuber und Diebe vorüber ging, Schauder meine Brust engte und unwillkührliches Mitleid mein Herz füllte, da blickte ich immer forschend ins Vergangene und untersuchte die mögliche Ursache, welche das Gefühl der Menschheit, Ehre und Redlichkeit in ihren Herzen erstickte, sie von Stufe zu Stufe bis ans Hochgericht der rächenden Gerechtigkeit leitete. Oft, wenn ich in die Hütte des Elenden blickte, oder einen ehemals Glücklichen am Stabe der Armuth wiederfand, Thränen meine Augen trübten und ich so herzlich Retter des Verlassenen zu werden wünschte, da sann ich stets nach: Ob verdientes Unglück ihn peinige, oder Zufall und Schicksal ihre Tücke an ihm übe? Ich fuhr erschrocken und zitternd empor, wenn mich anhaltendes Nachdenken überzeugte, daß oft die kleinste Ursache die Mutter der größten und wichtigsten Begebenheiten werde; daß ein

geringes, von mir und tausend Andern schon oft verübtes Verbrechen, wenn Zufall und Umstände sich mit ihm vereinigen, den redlichsten Mann zum Räuber, das gefühlvollste Herz zum Mörder, den wärmsten Patrioten zum Verräther seines Vaterlandes machen könne. Tiefe Trauer, anhaltende Melancholie ängstigte Herz und Seele, wenn ich mich durch tausend Beispiele überzeugt und überwiesen sah, daß auch ich einst ohne Vorsatz, ohne Verschulden in der Hütte des Elends schmachten, im Greisenalter am Bettelstabe umherschleichen könne."

..... „Ich drang in die Höhlen des Unglücks, in die Gemächer des Jammers, ich durchirrte Gefängnisse und Kerker, und wanderte in Hütten umher. Ich sammelte die Erzählungen der Büßenden, Duldenden und Leidenden, ich prüfte die Wahrheit auf's Strengste und eile, sie jetzt öffentlich zur Warnung aller Sichern, zur Beherzigung aller Irrenden kund zu machen. Niemand glaube, daß ich der gütigen Gottheit Vorwürfe zu machen gedenke, wenn ich das unverdiente Leiden der Unglücklichen aufdecke und mit ihnen ausrufe: Wir leiden ohne Verschulden. — — Des Ewigen Wege sind unerforschlich, wir leben im Stande der Prüfung, und stärken uns mit der Verheißung eines ewigen Lohns! Oft wird überdies meine Erzählung klar und deutlich beweisen, daß eine kleine, unbedeutende, auf keine üble Folge abzweckende freie Handlung des Menschen

der Urheber seines Leidens und Jammers ward. Sollten Beweise solcher Art nicht nützen? Nicht aufmerksam, nicht vorsichtig machen? Ich hoffe es mit Gewißheit, und deswegen liefere ich sie."

Mit diesen Worten eröffnet der Verfasser seine Gallerie von abenteuerlichen Scenen des Elends, durch welche er die schwachen Gemüther des romanverschlingenden Publikums mächtig anzuziehen verstand.

Sollen wir auch noch auf die übrigen Geschichten von Spieß eingehen? Das möchte wohl überflüssig sein. Im Ganzen veröffentlichte Spieß von 1785 bis 1799 neunzehn verschiedene Romane in dreiundvierzig Bänden. Es wurden ihm auch, gleich unserem Cramer, fremde Erzeugnisse untergeschoben, wie die „Kriminalgeschichten voller Abentheuer und Wunder, und doch ganz der Wahrheit getreu; Nachlaß von C. H. Spieß" (Hamburg und Mainz 1801). Ebenso hat man ihn in den vierziger Jahren auf's Neue gedruckt. Bei dem bekannten Buchhändler Fürst in Nordhausen erschienen 1840—41: „Sämmtliche Werke von Chr. Heinr. Spieß, zum erstenmal in vollständiger Sammlung herausgegeben und mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers begleitet von C. Schöpfer von Rodishain" (11 Thle.), sowie 1841 bei Georg Winter zu Nürnberg: „Ausgewählte Schriften von Ch. Heinr. Spieß, in zwanzig Bänden". Desgleichen kam 1844 ein neuer Abdruck von den Spieß'schen Löwenrittern heraus (in der

„Lieblingsbibliothek aus der Zeit des Siegwart, Hasper a Spada ꝛc. herausgegeben durch Otto von Friedheim, Stuttgart, Fr. Henne).

Bei den Franzosen machte Spieß durch seine bunten Erfindungen ebenfalls einiges Glück. Von seinem Petermännchen erschienen mehre Uebersetzungen, noch 1820 eine neue: Le Petit-Pierre, ou aventures de Rodolphe de Westerbourg. Ferner lieferte Charles Louis de Sevelinges, ein geschätzter Uebersetzer, der auch den Werther und Wilhelm Meisters Lehrjahre übertrug: Les Voyages dans la caverne du malheur et les repaires du désespoir, traduit de l'allemand de Spiess; der Baron L. de Bilderbeck übersetzte: Le Revenant, ou les quatre siècles, roman féerie de C. H. Spiess, sowie Willibald, ou les douze vierges dormantes, légende helvétique.

Christian August Vulpius und sein Rinaldo Rinaldini.

Christian August Vulpius hat sich durch seinen Rinaldo Rinaldini einen mächtig großen Ruf erworben, und Goethe's englischer Biograph G. H. Lewes befindet sich sehr im Irrthum, wenn er sagt, sein Name werde der Vergessenheit nur dadurch entrissen, daß er der Bruder jener Christiane Vulpius, jener kleinen Vulpia war, die achtundzwanzig Jahre hindurch an des Dichters Seite lebte. Sein unförmlicher und buntschseckiger Roman, dem noch jetzt in den Leihbibliotheken nachgefragt wird, ist wohl der vornehmste Ahnherr unserer zahllosen Banditenromane, — wenn auch Zschokke's Abällino ihm fünf Jahre vorausging —, und als solcher jedenfalls eine literarische Unsterblichkeit. Ueber alle anderen Räubergeschichtenhelden ragt der valoroso Capitano Rinaldini hervor, das Schrecken und die Furcht der italienischen Staaten. Was ist selbst die Volksberühmtheit eines

bayrischen Hiesel, Lips Tullian, Hundssattler oder „Johannes durch den Wald“ (alias Schinderhannes), gegen diejenige dieses „verwogenen“ und theatralischen Straßendiebes, welcher dem „dreibeinigen Ehrenbogen“ dennoch glücklich entwischt, wird ihm auch sein Wunsch, im männlichen Gefechte zu sterben, durch das unerbittlich grausame Schicksal versagt! Rinaldo, als Sohn eines schlichten Bauern in der Stille aufgewachsen und von einem Klausner unterrichtet, erhitzte schon beim Ziegenhüten seine Einbildungskraft an den Lebensbeschreibungen des Plutarch, die ja auch Karl Moor begeisterten. Wäre er „edler geboren gewesen“, wer weiß, welche glänzende Rolle er gespielt hätte! Rinaldo ist ebenso nobel als gräulich tapfer, und mitunter wandeln ihn so löbliche und weinerliche Stimmungen an. Die schönsten vornehmen Damen werfen sich ihm sogleich in die Arme, und er zeigt sich in seinen verliebten Stunden, von denen wir hin und wieder sehr üppige Schilderungen erhalten, als ein honigsüßer, zärtlicher Schäfer. Daher heißt es denn auch im Liede der Schönen:

An der lauten Meeresküste,
In dem Thal, in Feld und Wald,
In der öden Berge Wüste
Such' ich Deinen Aufenthalt.

Rinaldini! Dich zu finden
Eil' ich ängstlich durch die Flur,
Und um mich Bedrängte schwinden
Alle Reize der Natur.

* * * * * * * *

Husch! und horch! es rauscht dort drüben,
Ha! es pfeift! das ist sein Ton!
Ja! ich find' ihn, meinen Lieben,
Seine Stimme hör' ich schon.

„Ganz Italien — sagt der Verfasser — spricht von ihm; die Apenninen und die Thäler Siciliens hallen wider von dem Namen Rinaldini. Er lebt in den Canzonetten der Florentiner, in den Gesängen der Calabresen und in den Romanzen des Sicilianers. Er ist der Held der Erzählungen in Calabrien und Sicilien. Am Vesuv und am Aetna unterhält man sich von Rinaldini's Thaten ꝛc. ꝛc."

Vulpius fand auf einer seiner Reisen in Regensburg ein italienisches Schriftchen, worin das Ende des Räuberhauptmanns Rinaldini, der wirklich existirte, berichtet war; bald darauf kam ihm auch das Journal de l'Europe mit einer Mittheilung über diesen Capitano in die Hände. Da faßte er den Gedanken, den Rinaldini zu schreiben, und ein weimarisches Klatschmährchen erzählte sogar, sein Schwager Goethe habe ihm gewissermaßen dabei geholfen: er habe aus Scherz einige Kapitel zu diesem Räuberroman geliefert (vgl. O. L. B. Wolff, Allgemeine Geschichte des Romans S. 457). Im Jahre 1798 trat das literarische Mirakel zu Leipzig in die Welt, unter dem Titel: Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann, eine romantische Geschichte unsers Jahrhunderts, in drei Theilen oder neun Büchern (mit Kupfern 3 Bde.).

Groß war der Beifall; der Rinaldini wurde ein wahres Volksbuch, eine Legion von Nachahmungen folgte. Der Roman erlebte fünf rechtmäßige Auflagen. Eine zweite Auflage kam 1799 heraus; eine dritte verbesserte und wohlfeile Auflage 1800; eine vierte, die um drei ganz neue Theile vermehrt war, in sechs Bänden und mit achtzehn Kupfern von Penzel 1801, und die fünfte vollständig umgearbeitete Auflage in vier Bänden 1823. Außerdem wurden Nachdrücke und Auszüge davon ins Publikum gebracht, auch wurde er durch Vulpius selbst zu einem fünfaktigen Schauspiele zurechtgeschnitten. In den Jahren 1800 und 1801 erschienen zwei französische Uebersetzungen zu Paris, die eine von J. J. M. Duperche, die andere von Delamarre; eine englische, von Hinklei, erschien 1800 zu London. Dann eine russische, dänische, holländische, spanische, polnische, ungarische und italienische. Eine neue Ausgabe des Originals wurde auch wiederum 1843 von der Wienbrack'schen Verlagshandlung in Leipzig ausgeboten; ebenso erhielten wir noch 1840 und 1845 neue Abdrücke, nämlich in der „Bibliothek von Ritter-, Räuber- und Criminalgeschichten, neu bearbeitet von O***" (Leipzig, Schreck), sowie in der Stuttgarter Lieblingsbibliothek, herausgegeben durch Otto von Friedheim.

Man sollte annehmen, daß sich zum wenigsten eine glückliche und hervorstechende Erfindungsgabe in diesem überbunten Sudelgemälde an den Tag lege. Davon ist

jedoch wenig zu verspüren; es fehlt durchaus an einem geordneten, zusammenhängenden Geflecht der Begebenheiten, und die ewige Wiederholung plumper Abenteuerlichkeiten wird bis zum Ekel ermüdend. Etwas Ergötzliches hat aber freilich doch wieder die dummdreiste Naivetät im Tone des Erzählers.

Uebrigens beschränkte sich Vulpius im Rinaldo keineswegs auf die hochgeschminkte Romantik des italienischen Räuberlebens. Er springt Hals über Kopf in das Reich des Wunderbaren oder vielmehr des baaren Unsinns hinüber, und wendet noch den phantastischen Apparat im Dunkeln wirkender mystischer Gesellschaften auf, was für die damalige Lesewelt einen besonders starken Reiz haben mochte. Ein geheimnißvoller feierlicher Graubart, ein Demiurg und Oberster der Kreta Repoa, genannt der Alte von Fronteja, erscheint von Zeit zu Zeit als deus ex machina und demaskirt sich am Ende sogar als der leibliche Vater unseres Capitano. Er ist seines Standes ein Prinz, und heißt in Wirklichkeit Nikanor. Seine Mutter war die Sultanstochter Fardina, sein Vater der italienische Prinz Anselmo Sansovini. Schon in seinen frühesten Jahren wurde er einem Manne übergeben, der die Weisheit der alten und neuen Welt in sich vereinigte. Mit diesem Weisen durchstreifte er als Jüngling Grächia und Aegypten und vertiefte sich unter Thebens erhabenen Ruinen in die Mysterien der Ceres und Proserpina. Später

durchzog er auch Indien und Persien und wurde in die Lehre der Braminen eingeweiht, und selbst das Reich der himmlischen Mitte wurde von ihm besucht. Nach Europa zurückgekehrt, machte er in Florenz die Bekanntschaft eines schönen Fräuleins, welches dessen Eltern zum Kloster bestimmt hatten. „Wir sahen, wir liebten uns (erzählt er). Die Wachsamkeit der Eltern wurde hintergangen, und wir waren glücklich, um unglücklich zu werden.“ Die Frucht dieser Liebe aber war Rinaldo Rinaldini. Man sieht, wie hier fast alle verschiedenartigen Ingredienzien der damaligen Romankochkunst durcheinander geknetet werden.

Auch Lieder und Romanzen brachte Vulpius in seiner Banditengeschichte an. Außerordentlich beliebt war einst bei der hoffnungsvollen und thatendurstigen Jugend das vielgesungene: „In des Waldes finstern Gründen“ 2c., das wir hier folgen lassen, da es manchen unserer Leser nicht mehr bekannt sein dürfte.

Romanze.

In des Waldes finstern Gründen
Und in Höhlen tief versteckt,
Ruht der Räuber allerkühnster,
Bis ihn seine Rosa weckt.

„Rinaldini! — ruft sie schmeichelnd; —
Rinaldini! wache auf!
Deine Leute sind schon munter,
Längst ging schon die Sonne auf.“

Und er öffnet seine Augen,
Lächelt ihr den Morgengruß.
Sie sinkt sanft in seine Arme,
Sie erwiedert seinen Kuß.

Draußen bellen laut die Hunde,
Alles fluthet hin und her,
Jeder rüstet sich zum Streite,
Ladet doppelt sein Gewehr.

Und der Hauptmann, schön gerüstet,
Tritt nun mitten unter sie.
„Guten Morgen, Kameraden!
Sagt, was gibt's denn schon so früh?"

„Unsre Feinde sind gerüstet,
Ziehen gegen uns heran!"
„Nun, wohlan! sie sollen sehen,
Ob der Waldsohn fechten kann.

Laßt uns fallen oder siegen!"
Alle rufen: „Wohl, es sey!"
Und es tönen Berg' und Wälder
Rund herum vom Feldgeschrei.

Seht sie fechten, seht sie streiten!
Jetzt verdoppelt sich ihr Muth;
Aber, ach! sie müssen weichen,
Nur vergebens strömt ihr Blut.

Rinaldini, eingeschlossen,
Haut sich, muthig kämpfend, durch.
Und erreicht im finstern Walde
Eine alte Felsenburg.

Zwischen hohen, düstern Mauern,
Lächelt ihm der Liebe Glück,
Es erheitert seine Seele
Dianoren's Zauberblick.

Rinaldini! lieber Räuber!
Raubst den Weibern Herz und Ruh'.
Ach! wie schrecklich in dem Kampfe,
Wie verliebt im Schloß bist du!

Außer seinem Rinaldo Rinaldini hat der fingerfertige Vulpius noch eine schreckenerregende Masse von belletristischer Pfennigwaare zusammengepfuscht. Bereits im Jahre 1782 wurde er Mitarbeiter an der „Bibliothek der Romane", welche Heinr. Aug. Ottokar Reichard in Gotha herausgab, und von 1784 an kamen seine ersten selbständigen Erzeugnisse auf den Markt, wie die „Geschichte eines Rosenkranzes" (1784), „Eduard Rosenthal, eine abentheuerliche Geschichte" (1784—85. 2 Thle.), die „Abentheuer des Prinzen Kalloandro" (1785. 2 Thle.) u. a. m. Er lieferte Ritter-, Räuber- und Zauberromane, theils von eigener Erfindung, theils nach älteren und ausländischen Mustern bearbeitet, romantische Geschichten der Vorzeit und des achtzehnten Jahrhunderts, deren zum Theil merkwürdige Titel man in Meusel's gelehrtem Teutschland oder in Engelmann's Bibliothek der schönen Wissenschaften nachsehen kann. Ferner kleine Erzählungen, Schauspiele, Possen und Singspiele, historisch-romantische Gemälde und Skizzen, Prologe, Gedichte und Aufsätze in Almanachen, sowie in manchen nun vergessenen Zeitschriften. Er befaßte sich auch mit Geschichte, Numismatik, Heraldik und Genealogie und veranstaltete verschiedene

Sammlungen. So namentlich, auf Bertuch's Zureden, die „Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt zur angenehmen Unterhaltung für gebildete Leser" (1811—25. 10 Bde. Mit Kupfern.).

Was die Lebensgeschichte dieses Vulpius betrifft, so hauste er, welcher durchaus zum literarischen Sumpfgeschlecht gehörte, bekanntlich an der Lieblingsstätte der deutschen Musen und machte durch Goethe seine Carrière. Er war am zweiundzwanzigsten Juni 1763, nach anderen Angaben am dreiundzwanzigsten Januar 1762, in dem Ilm-Athen geboren und Sohn eines Kanzleiarchivars. Frühe wurde er in der Schule des Elends gezeitigt; denn sein Vater war ein unverbesserlicher Trunkenbold, der sogar seine Kleider versetzte, wenn er kein Geld zum Vertrinken besaß. Vulpius selbst soll späterhin von diesem unseligen Hange nicht frei gewesen sein. Nachdem er in Jena und Erlangen studirt und sich den philosophischen Doctorhut erworben hatte, verweilte er in den Jahren 1787 und 88 zu Nürnberg als Gesellschafter und Sekretär des durch seine dramatischen Dichtungen bekannten Reichsgrafen Friedr. Julius Heinrich von Soden. Hierauf lebte er noch an verschiedenen Orten, bis er im Jahre 1790 nach seiner Vaterstadt zurückkehrte. Er versah nun zuerst am Hoftheater unter Goethe's Direktion die Stelle eines Theatersekretärs resp. Theaterdichters, und in dieser Eigenschaft wird er auch von seinem großen Schwager in dessen Annalen oder Tag- und Jah-

resheften als ein allezeit fertiger und brauchbarer Mensch in jenem sattsam bekannten Tone erhabener Gelassenheit erwähnt. Im Jahre 1797 kam Vulpius als Sekretär an die Bibliothek; auch hier soll er sich, nach Goethe's Bericht, musterhaft gezeigt und einmal in dreizehn Tagen 2134 Stück Zettel, das heißt Büchertitel auf einzelne Zettel ausgeschrieben haben. Im Jahre 1805 rückte er zum Oberbibliothekar und Aufseher des weimarischen Münzkabinets hinauf; 1816 wurde ihm der Titel eines großherzoglichen Rathes und außerdem noch das Ritterkreuz des weißen Falkenordens verliehen. Er starb am sechsundzwanzigsten Juni 1827.

Die persönliche Erscheinung des Rinaldodichters muß etwas ziemlich Spaßhaftes gehabt haben. Schiller macht seinem Freunde Körner folgende Beschreibung eines Zusammentreffens mit ihm, das im Juli 1787 stattfand:

„Eben hatte ich eine gar liebliche Unterbrechung, welche so kurz war, daß ich sie Euch ganz hersetzen kann.

Es wird an meine Thür geklopft.

„Herein."

Und herein tritt eine kleine dürre Figur in weißem Frack und grüngelber Weste, krumm und sehr gebückt.

„Habe ich nicht das Glück, den Herrn Rath Schiller vor mir zu sehen?"

Der bin ich, ja.

„Ich habe gehört, daß Sie hier wären, und konnte

nicht umhin, den Mann zu sehen, von dessen Don Carlos ich eben komme."

Gehorsamer Diener. Mit wem habe ich die Ehre?

„Ich werde nicht das Glück haben, Ihnen bekannt zu sein. Mein Name ist Vulpius."

Ich bin Ihnen für diese Höflichkeit sehr verbunden — bedaure nur, daß ich mich in diesem Augenblick versagt habe und eben (zum Glück war ich angezogen) im Begriff war auszugehen.

„Ich bitte sehr um Verzeihung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie gesehen habe."

Damit empfahl sich die Figur und ich schreibe fort." (Schiller's Briefwechsel mit Körner I, 105 ff.)

Bei der Nachwelt ist Vulpius, nach unserer Ansicht, viel zu gut weggekommen. Erkennt man ihm doch noch heutigentages mitunter ein „schönes Talent" zu, und wird er doch in der zehnten Auflage des Brockhaus'schen Conversationslexikons ohne Weiteres als ein fruchtbarer und vielseitig gebildeter Schriftsteller aufgeführt!

Friedrich Christian Schlenkert, Johann Friedrich Ernst Albrecht und andere Romanschreiber. — Gelegentliche Bemerkungen.

Friedrich Christian Schlenkert gehört ebenfalls zu den hervorragendsten Größen unserer ordinären Unterhaltungsliteratur und ist, nächst Cramer, Spieß und Vulpius, eigentlich noch am wenigsten in Vergessenheit gerathen, wie denn auch in den vierziger Jahren einigen seiner historisch-romantischen Werke die Ehre eines Wiederabdrucks zu Theil ward. Am achten Februar 1757 zu Dresden geboren, besuchte er die Schulpforta und befliß sich später in Leipzig des Studiums der Rechte. Von 1782 an war er im Finanzdepartement zu Dresden angestellt; er hatte aber das Unglück, durch den in seinen Schriften herrschenden Ton das Mißfallen seiner Vorgesetzten zu erregen und wurde 1791 verabschiedet. Amtlos, schriftstellernd lebte er

nun in seiner Vaterstadt, bis er 1815 als Professor der deutschen Sprache an die Forstakademie zu Tharand kam. Er starb am sechzehnten Juni 1826.

Als Schlenkert auftrat, rasselte noch das mannhafte deutsche Rittergeschlecht mit seinem ganzen Zubehör in den Köpfen und auf der Bühne. Da griff auch er mit täppisch dreister Hand in die vaterländische Geschichte, um dieselbe für die Leihbibliotheken-Romantik auszubeuten. Ein „ächt deutscher" Autor, behandelte er „rein deutsche" Stoffe, und das große alte Kind, das Publikum, hatte seine Freude an diesen Sachen, wie plump und ausgezeichnet langweilig sie auch immer sind. Schon seine erste Geschichte der Art: „Friedrich mit der gebissenen Wange" (1785—88. 4 Thle.) hatte viele Leser angezogen. Die Lust an der Vorzeit und altdeutschen Treuherzigkeit war einmal erwacht, und zugleich wurde in diesen Tagen politischer Versunkenheit ein gewisser polternder Freimuth von den mittleren Ständen — das haben wir schon bei Cramer gesehen — stets mit Wärme begrüßt. Daher der Anklang, den diese „schönen Rittergeschichten" fanden. Ob die deutsche Historie darin auf's Erbärmlichste verunstaltet war, ob sich kaum eine schwache Kenntniß des Lebens unserer Altvordern bewies, das kümmerte die Leser wenig. Wie leicht zu befriedigen müssen dieselben gewesen sein, da die völlig ungenießbare und rohe Form der dialogischen Romane mit ihren Wiederholungen sie nicht von

vornherein abschreckte! Schlenkert bediente sich dieser Form, welche insbesondere durch A. G. Meißner's Alcibiades (1781—88) in Aufnahme kam, beinahe ausschließlich und seine Dialoge sind über alle Gebühr schwülstig und schleppend.

* * *

Als einer der frühesten, eilfertigsten und zugleich untergeordnetsten unter diesen belletristischen Tagelöhnern zeigt sich uns ferner Johann Friedrich Ernst Albrecht, den A. W. Schlegel an Unverschämtheit und Dreistigkeit mit der homerischen Fliege verglich. Albrecht ließ zuerst im Jahre 1776 ein dreiaktiges Trauerspiel: „Der unnatürliche Vater" erscheinen; der erste Roman aus seiner Feder ist eine vierbändige Geschichte in Briefen: „Waller und Natalie" (1779—80; zweite Auflage 1782). Sein heißester Wunsch richtete sich darauf, die Liebe seiner Leser zu gewinnen. Er war, wie er in einer seiner Vorreden betheuerte, dem Publikum, welches ihn las, so gut, und er bewies diese Güte allerdings dadurch, daß er sein Publikum bis nach dem Antritt des neunzehnten Jahrhunderts auf's allerfreigebigste mit seinen Geistesfrüchten überschüttete. Empfindsame und „wahre" Geschichten, Beiträge zur geheimen Geschichte des Klosterlebens oder zur Geschichte der Menschheit, wie seine „Sophie Berg" (1782.

2 Thle.), „Therese von Edelwald" (1784. 2 Thle.) u. a. m., neue Biographien der Selbstmörder, historisch-dramatische Gemälde oder dialogische Romane jagten einander; altjüdische und griechische Helden, italienische und französische Buhlerinnen, Opfer der Inquisition, ägyptische Königinnen und wackere deutsche Fürsten wurden von dem Unermüdlichen herbeigezerrt; es galt ihm gleich, den Masaniello oder den Dulder Hiob, Alexander den Großen oder einen Faust den Zweiten, die Lauretta Pisana, die Töchter Philipp's des Zweiten von Spanien oder König Wenzel's Retterin und Geliebte Susanna, Cleopatra oder Friedrich von Zollern und seine schöne Else, die Familie Medicis oder die Familie Eboli für den Geschmack seiner Leser herzurichten. Freilich wurden auch solche geschichtliche Helden und Heldinnen ganz abscheulich von ihm mißhandelt. Welche höchst übele und bejammernswerthe Figur macht zum Beispiel Alexander der Große in Albrecht's Darstellung. Albrecht meint zwar im Vorwort: Damen würden vielleicht den Wunsch, daß sie den großen Alexander wohl näher kennen möchten, hier befriedigt sehen; auch werde ihm Alexander's Schatten nicht zurufen können: Du malest mich nicht, wie ich war! Sein Held Alexander ist aber in Wahrheit „ungefähr so ein Held, wie das Pferd auf dem Titelkupfer ein Pferd ist." In dieser Geschichte spricht Olympias, die königliche Frau Mutter, zu ihrer Nebenbuhlerin:

„Ich möchte dich auch gern braten sehn, aber dein Geschrei möchte zu viel Menschen herbeilocken, und ich fürchte, daß ich nicht allen meine Wuth einflößen kann."

Ein andermal fragt sie ihren Sohn:

„Denkst du denn gar nicht an meine weibliche Eitelkeit?"

Albrecht hatte 1752 in Stade das Licht erblickt. Er studirte zu Erfurt Medicin und wurde, nachdem er daselbst sehr jung gefreit hatte, Leibarzt eines Grafen Manteufel in Reval. Den Grafen begleitete er mit seiner noch im zarten Alter stehenden Ehehälfte auf vier großen und beschwerlichen Reisen durch das weite Rußland. Hierauf lebte er ohne festen Herd in Erfurt, Leipzig, Dresden, übernahm auch auf kurze Zeit eine Buchhandlung in Prag, bis er sich nach Altona wandte, wo er die Direktion des Theaters führte. Zuletzt aber praktizirte er wieder als Arzt in Hamburg und warf sich nebenher eifrigst auf populäre medicinische Buchmacherei; wobei er vorzugsweise gewisse physische Dinge abhandelte, welche uns der Anstand hier zu nennen verbietet. Er starb 1816. — Die Gattin dieses Sudlers, Sophie Albrecht, eine Tochter des Erfurter Professors der Arzneikunde und Weltweisheit Johann Paul Baumer, war eine anziehende, einst gefeierte Schauspielerin, die in den achtziger Jahren Schiller unter ihren Verehrern sah. Sie ist selbst als empfindsame Dichterin aufgetreten, schrieb auch einige Romane, wie „Graumännchen, oder die Burg Rabenbühl, eine Geistergeschichte altdeutschen Ursprungs" (1799) und „Ida von Duba, das

Mädchen im Walde, eine romantische Geschichte" (1805), und ging ihrem Manne bei der rohen Arbeit seiner Romansfabrikation mit zur Hand. Unter Anderem lieferte Madame Albrecht noch eine Umarbeitung des alten Romans von Herzog Anton Ulrich zu Braunschweig: „Aramena, eine syrische Geschichte, ganz für unsere Zeiten umgearbeitet" (1782—86. 3 Thle.). Die Tage ihres Glanzes überlebte sie lange Zeit. Im Jahre 1757 geboren, starb sie, vergessen und von bitterem Elend gedrückt, in den ersten vierziger Jahren.

* * *

An die Vorgenannten schließt sich eine dichte Schaar rüstiger Unterhaltungsschriftsteller. Wir reden hier nicht von dem Skizzen-Meißner und von Veit Weber, dem Verfasser der Sagen der Vorzeit; oder von dem Manne der „angenehmen Rührungen", dem wässrigen Lafontaine; von dem schönrednerischen Feßler; von Kotzebue, dem „Leib- und Herzpoeten" des lieben Publikums; von dem behaglich gemeinen Langbein, der in seinen alten Tagen, als berliner Censor, für gut fand seine eigenen Bücher aus den Katalogen der Leihbibliotheken zu streichen; oder von der Frau Christiane Benedicte

Eugenie Naubert, geborenen Hebenstreit, die man als die deutsche Vorläuferin Walter Scott's bezeichnen will, und die in ihrer stillbürgerlichen Eingezogenheit zu Naumburg eine erstaunliche Menge von Romanen und Erzählungen ausspann (1787 bis 1790 allein dreizehn geschichtliche Romane und im Ganzen über fünfzig Bände). Alle diese, wenn sie auch größtentheils ihre Beiträge zur Schauerromantik gaben, halten sich auf einer mehr oder weniger höheren Stufe als die eigentlich schlechten Romanpfuscher ihrer Zeit. Da waren aber noch Leute, wie der Buchhändler

Gottlob Heinrich Heinse

aus Gera (1766 — 18 . . ?), Verfasser zahlreicher historischer und Familienromane in Schlenkert's und Lafontaine's beliebter Manier. In seinen fruchtbarsten Jahren, von 1786 bis 1793, lieferte derselbe nach unserer genauen Zählung, außer einem Bande kleinerer dialogisirten Geschichten, dreiundzwanzig Romane in sechsundvierzig Bänden, und davon kamen allein auf die Jahre 1791 und 92 nicht weniger als dreizehn in fünfundzwanzig Bänden. Auch er befaßte sich, als guter Thüringer, mit geschichtlichen Stoffen aus seiner Heimath, die eine ganz eigene „Krämerromantik" besitzt. Er schrieb: Ludwig den Springer, Graf von Thüringen; eine wirkliche Geschichte aus dem zwölften Jahrhundert (1791. 2 Thle.); — Lud-

wig der Eiserne, Landgraf von Thüringen (1792. 2 Thle.) u. s. w. u. s. w.

Ferner der keineswegs unbegabte

Karl Grosse,

aus Magdeburg (1761—?), Doktor der Medicin, seit 1789 in Wernigerode lebend als gräflich stolberg'scher Hof- und Forstrath, seit 1791 in Straßburg, seit den letzten neunziger Jahren aber, wo er nach Spanien gegangen sein soll, gänzlich in Verschollenheit gerathen. Dieser verstand sich hauptsächlich auf die Wirkung eines durch alle Gebeine seiner Leser rieselnden eisigen Schauers. Sein erster und bekanntester Schreck- und Schauerroman war: „Der Genius" (1791—94. 4 Thle.), der unter die Nachahmungen von Schiller's Geisterseher gehört; nach demselben ließ er noch folgende größere Romane erscheinen: Der Dolch (1794—1795. 4 Thle.); — Chlorinde (1796); — Der zerbrochene Ring (1797. 2 Thle.). Um sich interessanter zu machen und zugleich dem plebejischen Volke der Recensenten etwas mehr zu imponiren, trat Grosse unter einer vornehmen Maske in die Oeffentlichkeit; er gab sich abwechselnd als einen spanischen Grafen E. R. von Vargas und Marquis C. von G., auch als Marchese von Pharmusa, Fähndrich bei der Garde und Kammerherr am sardinischen Hofe; seinen 1793 erschienenen „vermischten Blättern" war sogar ein Porträt des angeblichen Grafen von Vargas, im mo-

dischen Frack, beigefügt. Die Recensenten waren aber doch bald hinter die Sache gekommen und Marquis Grosse wurde wegen seiner Geheimnißspielerei nur um so mehr von ihnen gehudelt.

Ferner:

Karl August Gottlieb Seidel.

Er war am dreizehnten Februar 1754 in Löbau geboren, studirte in Leipzig Theologie, wurde fürstlich waldeck'scher Bibliothekar in Arolsen, wo er bis 1785 blieb, dann Hauslehrer in Grimma. In der Folge hielt er sich längere Zeit in Weißenfels auf, allein der Schriftstellerei gewidmet, bis er im Jahre 1800 als erster Lehrer an die Töchterschule zu Dessau kam. Während seiner letzten Jahre in Ruhestand versetzt, starb er daselbst am zweiundzwanzigsten Februar 1822. Seidel schickte zuerst im Jahre 1780 „Kinderschauspiele" in die Welt; diesen folgten in ziemlich enggeschlossener Reihe Dramen, Romane und Erzählungen. So: Volksgeschichten der Deutschen (1786—87. 3 Sammlungen); — Geschichten aus unserer Zeit (1789. 2 Thle.); — Kurt von der Wetterburg (1794. 2 Thle.); — Die Geisterseherin, oder Gräfin Seraphine von Hohenacker (1795—96. 3 Thle.); — Der schwarzgraue Mantel (1795—96. 2 Thle.); — Gräfin Sidonie von Montabaur, oder die Geheimen aus Griechenland (1798—99. 2 Thle.); — Goldchen, oder das Zigeunermädchen (1800 ff. 4 Thle.) u. s. w.

Friedrich Eberhard Rambach.

Ein Sohn des 1818 gestorbenen Hauptpastors an der St. Jakobikirche zu Hamburg Johann Jakob Rambach und Bruder von August Jakob Rambach, welcher die bekannte „Anthologie der christlichen Gesänge" herausgab. Er war am vierzehnten Juli 1767 zu Quedlinburg geboren und seit 1791 in Berlin als Lehrer an dem Friedrichswerderschen Gymnasium angestellt. Im Jahre 1803 erhielt er einen Ruf als ordentlicher Professor der Cameralwissenschaften nach Dorpat, 1822 wurde er kaiserlich russischer Etatsrath, auch Ritter des St. Annenordens. Er starb im August 1826 während eines Aufenthalts zu Reval.

Rambach verfertigte in den neunziger Jahren, unter der Firma H. Lenz und Ottokar Sturm, Dramen, namentlich sogenannte vaterländische Schauspiele, romantische Gemälde „im antiken, gothischen und modernen Geschmack", Schauergeschichten und Erzählungen mit dem vielverheißenden Titel: „Ritter, Pfaffen, Geister", und was man irgend verlangte. Auf die Frage, wie es ihm denn möglich sei, so viel zusammenzuschreiben, soll er zur Antwort gegeben haben: „Wenn ich einmal stecken bleibe, knirsche ich nur mit den Zähnen, und es geht dann wieder frisch weiter". An dem Friedrichswerderschen Gymnasium ertheilte er deutschen Unterricht in der obersten Klasse, und Ludwig Tieck, nur fünf Jahre jünger als er, gehörte 1791 und 92 zu seinen Schülern. Wie uns Rudolf Köpke

in Tiecks Leben berichtet, machte Rambach den angehenden Dichter zu seinem literarischen Vertrauten; ja er ließ ihn zu seinem Schauerroman „Die eiserne Maske, eine schottische Geschichte von Ottokar Sturm“ (1792) das letzte Kapitel schreiben. Ebenso übertrug er dem Dichterjüngling die Vollendung einer Geschichte des famösen Wilddiebs und Straßenräubers Matthias Klostermayer, genannt der bayrische Hiesel, welches Opus einem von Verschiedenen herrührenden Buche, betitelt: „Thaten und Feinheiten renommirter Kraft- und Kniffgenies“ (1790—91. 2 Bde.) einverleibt wurde. Haben wir schon gesehen, daß die damaligen Romanschreiber zum Theil Erzieher der lieben Jugend waren, daß ein Cramer, Schlenkert, Seidel, Lehrstellen an angesehenen öffentlichen Anstalten bekleideten, so begegnen wir also hier sogar einem Mentor, der seinen Schüler förmlich dazu anleitet, ihm bei solcher Belletristerei behilflich zu sein.

Johann Jakob Brückner.

Er war am zwanzigsten September 1762 zu Leipzig geboren und starb am zweiundzwanzigsten Januar 1811 als Notarius in seiner Vaterstadt. Den Vorbildern eines Spieß und Vulpius würdig nachstrebend, versorgte er, namentlich in den Jahren 1799 bis 1803, die Leihbibliotheken mit gegen zwei Dutzend Romanen der schmackhaftesten Gattung. Darunter: Kabalen des Schicksals (1798—1802. 6 Bdchn); — Die Höhle von Strozzi, oder das

enthüllte Verbrechen, in der Geschichte des Antonio aus dem Hause Fiducci Cornaro, eines edlen Venetianers (1799); — Dianora, Gräfin von Martagno, Rinaldo Rinaldini's Geliebte; Seitenstück zu Rinaldo (1799); — Meine Reisen durch die Palläste der Freude und Gemächer des Wohlseyns; Seitenstück zu Spiesens Reisen durch die Höhlen des Unglücks und Gemächer des Jammers (1799); — Angelika, Tochter des großen Banditen Odoardo, Prinzen von Peschia, aus dem Hause Zanetti; Seitenstück zu Schiller's Geisterseher (1801); — Kaspar, der Wildschützen-Hauptmann, oder die Brüder des grauen Ordens; eine Räubergeschichte vom Verfasser der Angelika (1802. 2 Bde.) u. s. w.

Johann Ernst Daniel Bornschein.

Er erblickte das Licht am zwanzigsten Juli 1774 zu Prettin im Regierungsbezirk Merseburg und lieferte schon als hoffnungsvoller wittenberger Student ein dramatisches Gemälde in drei Theilen: „Friedrich Graf von Struensee, oder das dänische Blutgerüste" (1793), sowie Anderes. In den Jahren 1799 bis 1800 lebte er als Buchhändler zu Leipzig; hierauf arbeitete er als Correktor in mehren Druckereien. Im Jahre 1802 wandte er sich nach Gera, wo wir ihn zuletzt als Privatgelehrten, Inhaber einer Kunsthandlung und Herausgeber des dortigen Wochenblattes finden.

Von ihm erschienen: Abentheuer und merkwürdige Reisen des gestrengen Herrn von Lümmel auf Lümmelsdorf

(1799. 2 Bde.); — Moritz Graf von Protokas, das Leben eines Geistersehers (1799. 2 Bde.); — Antonia della Roccini, die Seeräuberkönigin, eine romantische Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts (1801. 2 Bde.); — Des Pfarrers Tochter zu Taubenhain, eine wahre Geschichte nach Bürger's Ballade neu bearbeitet (1801; zweite Auflage 1806); — Coronato, der Schreckliche, Oberhaupt der Bravo's in Venedig (1801); — Der Beichtstuhl, eine wahre schaudervolle Begebenheit des achtzehnten Jahrhunderts (1802); — Das Nordhäusische Wundermädchen, ein weiblicher Rinaldini; eine romantische Geschichte (1802. 3 Thle.) u. s. w. u. s. w.

Ignatz Ferdinand Arnold,

der sich bisweilen die Vornamen Theodor Ferdinand Kajetan beilegte, geboren am vierten April 1774 zu Erfurt und daselbst am dreizehnten Oktober 1812 gestorben, Doktor der Philosophie und der Rechte, Privatdocent, Universitätssekretär und Advokat. Einer der Kühnsten unter dieser ganzen Schaar, welcher grausige Spuk- und Blutgeschichten an den Tag förderte. Man lese nur die folgenden Titel, worin er schon, mit Hamlet zu sprechen, den Herodes überherodest (out-herods Herod): Das Bildniß mit dem Blutflecken, eine Geistergeschichte nach einer wahren Anekdote (1800); — Die doppelte Ursulinernonne, aus den Papieren des Grafen R*** mit der aschgrauen Maske (1800); — Der Brautkuß auf dem Grabe, oder die Trau-

ung um Mitternacht in der Kirche zu Mariengarten (1801); — Miraculoso, der Schreckensbund der Illuminaten (1802); — Die Nachtwandlerin, oder die schrecklichen Bundesgenossen der Finsterniß (1802. 2 Bde.). Arnold bearbeitete auch die Schiller'schen „Grafen von Moor" in einem Familiengemälde; ebenso schrieb er einen historischen Roman „Schinderhannes" (1802. 2 Thle.). Als eine empfindsame Seele zeigte er sich aber in seiner „Malerischen Wanderung am Arm meiner Karoline über die Blumengefilde des Frühlings nach dem Thal der Liebe" (1804. 2 Thle.).

Johann Ernst Friedrich Wilhelm Müller,

der auch unter dem Namen Filidor auftrat, geboren am vierzehnten März 1766 zu Altenburg und im Jahre 1829 zu Leipzig gestorben, wo er seit vielen Jahren privatisirt hatte. Von ihm: Romantische Gemählde der Vorwelt (1789—90. 2 Bde.); — Die Familie Leblank, oder die Waldhöhle bey Bougenais (1803—1805. 3 Bde.); — Der Verbannte, oder die nächtliche Flucht vom Schlosse Morawitz (1812. 3 Thle.) u. s. w. Auch schrieb er „Das Unterröckchen, wie es seyn sollte, ein Paar Worte unter vier Augen" (1803; dritte Auflage 1810), wahrscheinlich mit Beziehung auf den vielgenannten tugendseligen Roman der Frau Wilhelmine Karoline von Wobeser, geb. von Rebeur, „Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte".

Durch eine weitere Aufzählung möchten wir die Geduld

unserer Leser allzusehr ermüden; jedoch dürfen wir nicht versäumen, an

Heinrich Zschokke

zu erinnern. Der vielseitige und allbekannte Verfasser der „Stunden der Andacht" entwickelte nämlich in seinen jüngeren Jahren, als Student und Privatdocent zu Frankfurt an der Oder, eine nichts weniger als erbauliche schriftstellerische Thätigkeit und errang sich schon damals eine breite Popularität. Er enthüllte die Schauerlichkeiten geheimer Gesellschaften in seinem Romane „Die schwarzen Brüder, eine abentheuerliche Geschichte" (1791—93. 2 Bdchn. Dritte Auflage 1800); er schuf den berühmten Abällino, den großen Banditen. Abällino erschien zuerst 1793 als dialogisirter Roman; alsdann ging er, von Zschokke's eigener Hand bearbeitet, 1795 auf das Theater über und erregte lärmenden Beifall. Wo hatte man auch je ein solches Original gesehen, wie den geheimnißvollen, übermenschlichen Helden dieser Geschichte! Bald tritt derselbe als der zähnefletschende Mordhund Abällino, dem Venedigs Polizei nur „lächerlich" ist, in schmutzigen Banditenhöhlen auf und erschüttert die Nerven durch sein fürchterliches „Hi, Hi"; bald gewinnt er sich wieder des Dogen Nichte, die wunderschöne Rosamunde von Corfu, in Gestalt des süßen Cavaliers Flodoardo, welchen man den „Adonis von Venedig" nennt, und schließlich feiert der ganz mit Hochgefühlen ausgestopfte, „unaussprechlich große Jüngling", zu

allgemeiner Befriedigung und Rührung, die edelsten Triumphe der Tugend. Und diese Verschwörung der tückischen venetianischen Nobili, dieser Monolog mit dem Todtenkopfe, in dem Abällino=Flodoardo dem freundlich grinsenden „Kameraden" Brüderschaft zutrinkt, alle diese „Graulichkeit und Süßlichkeit" — wo fand sich dergleichen besser? Das Drama „Abällino, der große Bandit" wurde daher auch sogar in dem klassischen Weimar, wo dasselbe 1795 zur Aufführung kam, den Schiller'schen Stücken ziemlich gleichgestellt; welches betrübte Factum uns Goethe in seinen Tag= und Jahresheften berichtet. Neue Auflagen, Nachdrücke und Seitenstücke, wie der „weibliche Abällino", blieben nicht aus; Zschokke lieferte noch selbst einen Roman: „Giulio degli Obizzi, oder Abällino unter den Calabresen" (1805. 2 Thle.).

Vor allem aber war Zschokke der Urheber eines überaus sinnlosen, doch vom Erfolge gekrönten Machwerks mit dem ganz absonderlichen Titel: „— Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten, und ward Zerstörer des heimlichen Vehm=Gerichts. Eine Kunde der Väter erzählt vom Verfasser der schwarzen Brüder" (1795—99. 2 Bde. Auch: neu bearbeitet und vollendet von H. H. Westphalen, 1800).

* * *

Ueberblicken wir nun noch einmal die gesammte verworrene Masse dieser Romanliteratur, so drängen sich uns einige gelegentliche Bemerkungen auf. Eigentlich waren es die so tief in ihre Zeit eingreifenden Jugendwerke unserer beiden großen Dichter, welche den Anstoß gaben zu der gemeinen Ritter-, Räuber- und Schauerromantik. Das ist eine feststehende Thatsache, und unsere Nachweisungen werden dieselbe dem Leser auch vielfach bestätigt haben. Die Erzeugnisse aller der obengenannten Romanschreiber waren, genau besehen, fast bloße Nachahmungen und grob verzerrte Wiederholungen eines mißverstandenen Urbildes, das sich seine Bahn gebrochen. Der einzige Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand hatte die unermeßliche Schaar von altdeutschen Rittern heraufbeschworen, die gar nicht wieder vom Schauplatz verschwinden wollte. Und welche zahlreiche Brut von Nachahmungen verursachte acht Jahre später das titanisch kühne Werk, worin sich die Feuerseele unseres Schiller zuerst gewaltsam Luft machte. Die „Räuber" wurden ja selbst im Leben nachgeäfft. Im Jahre 1785 zogen leipziger Musensöhne in den Böhmerwald, um großmüthige Wegelagerer zu werden, gleich jenem ungestümen Helden, dem vor dem tintenkleckſenden Säculum mit seiner „feigen Schurkerei" ekelte und der die Menschheit an den Menschen rächen wollte. Auch wiederholte sich ein solches Nachspielen des Räuberkomplotts von Karl Moor noch einmal im Jahre 1836.

Zu den Rittern und Räubern gesellten sich aber bald nachher die Geheimbündler und Geisterbanner, die Geniusse und Beelzebube, hauptsächlich durch Schiller's Geisterseher angeregt, sowie auch durch L. F. Huber's Trauerspiel „Das heimliche Gericht", welches ein Jahr nach dem Schiller'schen Romane erschien (1790). Schwarze und graue Brüder tauchten auf, Männer der Finsterniß und menschenfreundliche räthselvolle Alte, und die letzteren lenkten immer Alles marionettenartig im Verborgenen; sie hatten wohl gar ihre jahrtausendalte Weisheit von den Krypten ägyptischer Priester hergeholt. Alles dieses hatte eine reale Unterlage. In jener ebenso nüchternen als wundersüchtigen Zeit beschäftigten die Gaukeleien und Truggespinste der Geheimnißkrämer, das Treiben der mystischen Orden alle Gemüther; voll Neugier schielte die profane Welt nach den verhüllten Tempeln. Und so spiegelten sich denn auch in den Romanen die Scenen, welche Geisterbeschwörer, Wunderthäter und Goldmacher, ein Cagliostro, Graf St. Germain, der Kaffeeschenkwirth Schrepfer zu Leipzig, der Teufelsaustreiber Pater Gaßner, Mesmer und die durch ihn hervorgerufenen sogenannten harmonischen Gesellschaften, die preußischen Staatsminister Bischoffswerder und Wöllner, die Freimaurer, die Illuminaten, die Rosenkreuzer der innern und äußern Systeme und sacht einherschleichenden Exjesuiten in der Wirklichkeit aufführten. Welche ungemein wohlfeile poetische Maschinerie bot nicht das Geheimwesen den

Romanschreibern dar! — Uebrigens machen sich diese Erscheinungen oder Verirrungen der Zeit, wie bekannt, auch in anderen ausgezeichneten und berühmten Werken aus den neunziger Jahren geltend. In Goethe's ungoethischem Groß-Cophta bilden dieselben den Stoff; im Wilhelm Meister sind sie gleichfalls hereingezogen und berühren den heutigen Leser fremdartig genug. Außerdem erinnern wir an Jean Paul's Titan, an Wieland's geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus (1791), Hippel's Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z (1793—94), an Jung Stilling's allegorisch faselnden Roman „Das Heimweh", mit seinem Geheimorden der Felsenmänner, seinen Kreuzrittern und Rittern vom flammenden Stern der Aufklärung (1794—96). Endlich an eine der größten deutschen Opern, Mozart's Zauberflöte, deren Text Emanuel Schikaneder abfaßte (1791).

Was die Räubergeschichten noch insbesondere angeht, so waren sie zum Theil auch wirklich aus den Aktenstößen des peinlichen Halsgerichts hervorgezogen. Von der Justiz geächtete Strolche, Tag- und Nacht-, Kirchen- und Marktdiebe, Raubmörder, Brandstifter und andere Galgenvögel wurden als hochinteressante Erscheinungen aufgefaßt; sie wurden zu verunglückten Genies gestempelt. Das lag eben mit im Geiste der Zeit. Eine zum Erbarmen seichte, moralisirende und empfindelnde Pragmatik entblödete sich

sogar nicht, die weltgeschichtlichen Gestalten als große Räuber darzustellen, wogegen man dergleichen landesverrufene, ganz gemeine Spitzbuben als Helden im Kleinen verherrlichte. Mit lautem Munde rühmt sich Cramer solchen Verfahrens. „Nur einen Blick (sagt er in der Vorrede zu seinem deutschen Alcibiades) in die Geschichte der Menschheit — und der, der nicht aus seinem Gehirn, sondern aus der wirklichen Welt schreibt, findet Stoff zu Folianten .... Hier sieht er an einem prächtigen Monumente den Namen eines Helden, forscht in seiner Geschichte nach, und macht aus ihm einen Bravo. Dort an einer Schandsäule den Namen eines Bravo, forscht, und macht aus ihm einen Helden. Hier sieht er einen König in furchtbarer Größe; er kehrt sich traurig von ihm, und wirft dort dem ehrlichen Bettler ein Ordensband um." Will man aber sehen, wie weit sich dieser sonderbare und lächerliche Unfug im Allgemeinen erstreckte, so lese man in Kotzebue's Geschichte des deutschen Reiches (1814—15) das „historisch begründete Urtheil über den Kaiser Karl" (I, 110—141). Kotzebue, der Historiker, sitzet da mit gewaltig strenger Miene über Karl den Großen zu Gericht, und der gleich einem Schuljungen von ihm abgekanzelte alte Herrscher findet keine Gnade vor seinen Augen. Denn er war auch nur so ein Räuber im Großen und ein Peiniger seiner Zeitgenossen, vor dem einer edlen und empfindsamen Seele schaudert. Ihm wird, zu seiner Be-

schämung, William Penn, der sanfte, prunklose, unbewaffnete Mann mit dem Quäkerhut, der Mann, der die Bruderstadt erbaute, als ein Wohlthäter der Menschheit gegenübergestellt.

Verlauf der Schauerromantik. — Eugène Sue. — Herr A. Bäuerle.

Das hohe Gewässer der Romanliteratur verlief allmählig schon nach dem ersten Decennium des neunzehnten Jahrhunderts. Während die Jubilatemesse von 1803 zweihundertsechsundsiebzig Romane geliefert hatte, brachte die Michaelismesse von 1817 nur vierundvierzig. Fortan machten die Schauerromane keine Ansprüche mehr, sich mit geharnischten Vorreden vor den Schranken der Kunstrichter sehen zu lassen; sie zogen sich in den Hintergrund der Leihbibliotheken zurück. Hatten sie früher unter den sogenannten gebildeten Ständen Aufnahme gefunden, so waren jetzt die Bedürfnisse solcher „gebildeten" Leser und Leserinnen, wenn auch nicht gerade verfeinert, doch einigermaßen gesteigert. Denn der in den Zwanzigern blühende Mimilidichter Clauren, von dessen Taschenbuche

„Vergißmeinnicht“ mehre Jahre hinter einander über fünftausend Exemplare verbreitet wurden, gehört zum wenigsten nicht in den Bereich eines Spieß und seiner Spießgesellen; und dies ist auch der Fall bei dem Trifolium der dresdner Roman- und Novellenfabrikanten: Friedrich Gustav Schilling, Friedrich August Schulze, in der Bücherwelt als Friedrich Laun berufen, und Karl August Engelhard, genannt Richard Roos, gleichwie bei Van der Velde, Tromlitz (Karl August Friedrich von Witzleben), Blumenhagen und einigen anderen Lieblingserzählern der großen Menge.

Lange Zeit erquickten sich dagegen noch Leser aus den unteren Schichten der groß- und kleinstädtischen Bevölkerung an den abgestandenen Ueberresten der Schauerromantik, und mit Entzücken wurden diese Süßigkeiten namentlich auf den Wachtstuben, den Bedientenkammern genossen. So sorgten denn auch, nachdem diese Romane den Gebildeten längst historisch geworden, die umsichtigen Verleger fort und fort für die Stillung des Romanenhungers besagter Leserklasse; in den zwanziger und dreißiger Jahren spendeten sie ad usum der kleinen Leihbibliotheken eine Unmasse von Ritter-, Räuber-, Geister- und Criminalgeschichten haarsträubender Art. Hauptsächlich waren es zwei norddeutsche Verleger, die sich auf diesen nicht unvortheilhaften Geschäftszweig legten: Gottfried Basse in Quedlinburg und Friedrich Fürst in Nordhausen (le prince

de Nordhouse avec son cortège de brigands, wie ihn ein in Deutschland reisender Franzose aus komischem Mißverständniß nannte). Für ihre unaufhörlich seufzenden Pressen arbeitete unter Anderen ein Heinrich August Müller, ein aufgeklärter Landpastor, geboren 1766 zu Greußen, einem Städtchen im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen. Er hatte die Feldzüge von Anno Dreizehn und Vierzehn als preußischer Brigadeprediger mitgemacht und das eiserne Kreuz erhalten; seit 1815 lebte er auf der Pfarre zu Wolmirsleben bei Egeln im Magdeburgischen, wo er seine ländlich-geistliche Muße auf's Eifrigste benützte; unter seinen vielen Romanen wollen wir nur anführen: Paulowna, oder das unglückliche Mädchen im Todtengewölbe unter dem brennenden Moskau; ein Schaudergemälde aus dem russisch-französischen Kriege (1816. 3 Thle. Zweite Auflage 1830); — Dedo von Adlerstein, der wilde Ritter, oder der Mädchenraub; Roman von dem Verfasser des Fiorenzo (1818. 2 Thle.); — Benno von Rabeneck, oder das warnende Gerippe im Brautgemach; eine Rittergeschichte aus dem dreizehnten Jahrhundert (1820. 2 Thle. Zweite Auflage 1831); — Limbert der Schreckliche, oder der Thaten Lohn (1820. 2 Thle.).

Andere Lieferanten waren: Andreas Christoph Hildebrandt, Pastor zu Eilsdorf im Halberstädtischen, geboren 1764 zu Halberstadt; August Leibrock; ein gewisser C. Niedmann, gestorben 1830, der bald unter seinem wirklichen

Namen, bald unter den Namen Chr. Fr. Mandien und Niemand Romane in die Welt schickte, welche jedoch nicht von ihm selbst, sondern von dem bekannten Belani (Karl Ludwig Häberlin) herrühren sollen. Ferner ein pseudonymer Seb. Aniello, der Verfasser der „Ritter von der goldnen Binde“, J. Albiny, der Verfasser des „grauen Felsenmännchen“, Friedrich Stahmann, Anton Belas, und so manche andere mehr oder weniger verkommene Individuen. Der Pastor Hildebrandt schrieb allein für den Verlag von Gottfried Basse neunundvierzig verschiedene, zum Theil dreibändige Romane, wovon sein „Kuno von Schreckenstein, oder die weissagende Traumgestalt“ 1840 eine zweite Auflage erlebte. Außerdem erschienen aber von demselben geistlichen Herrn siebzehn andere Romane im Verlag der Kollmann'schen Buchhandlung zu Leipzig, und darunter erlebte „der Brillant, oder die Räuberhöhle im Schwarzwalde“ noch 1848 seine zweite Auflage. Unter Leibrock's Namen veröffentlichte die Kollmann'sche Buchhandlung nicht weniger als einundfünfzig meist zweibändige Romane, und auch hiervon kamen manche erst in den vierziger Jahren heraus. Einzelne Nachzügler der Schauerromantik treten überhaupt noch heute ins Leben; man begegnet ihnen nicht auf dem offenen Markte der Literatur, sie werden durch Hausirer unter dem Volke umhergetragen, und zwar in Groschenlieferungen, ausgeschmückt mit Lithographien, die ihres

Inhalts vollkommen würdig sind. Das Jahr 1857 brachte noch fünf derartige Neuigkeiten, die im Verlag von Colditz zu Leipzig und Breyer zu Dresden erschienen.

Nicht ohne Erfolg wurde dieser schmählichen Industrie durch die Hebung des Volksschriftenwesens entgegengearbeitet, durch die namentlich seit Beginn der vierziger Jahre begründeten Vereine zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften (in Zwickau, Berlin, Magdeburg, im Würtembergischen und anderwärts), die hie und da errichteten Volksbibliotheken, die ohne Zweifel ihr Gutes gestiftet haben. Mit der höher entwickelten Durchschnittsbildung, welche kein Pessimist der Gegenwart abzustreiten vermag, mußte sich ja auch selbstverständlich der Geschmack in der Masse der Lesenden verbessern und die Geistesnahrung des Volks eine gesündere werden. Indeß durften und dürfen wir uns doch nicht allzusehr der Zeit überheben, wo die Schauerromane noch in vollem Flor standen. Denn dieses struppige Unkraut war im Grunde minder schädlich als die Sodomsäpfel, welche die opiumberauschte Muse der neueren französischen Romantik uns darbot.

Wer aber war in den vierziger Jahren, trotz aller unserer vielgerühmten literarischen Bildung und des ästhetischen Geredes, eigentlich der gelesenste Autor im deutschen Vaterlande? Der wüste Eugène Sue, der Urheber einer neuen und ausgebreiteten Saat von Corruptionsgeschichten, der freilich ein Lieblingsautor von ganz Europa genannt

werden darf und von dem sich nicht leugnen läßt, daß er eine sehr bedeutende Gewalt der Phantasie, eine fast beispiellose Meister-Fertigkeit im Effektmachen besaß. Mit welchem Heißhunger wurden die acht Bände der Mystères de Paris (1842—43) in den Boudoirs der Damen von Stande, welche sonst die wühlerischen Tendenzen Sue's verabscheuen mußten, wie in den Mansardestuben und Höckerbuden verschlungen! Wie schwelgte Jung und Alt an dieser giftig gewürzten Schüssel! — Die Zahl der Exemplare, welche von den Pariser Mysterien in Deutschland ausgestreut wurden, ist nicht genau anzugeben; ohne Frage war sie eine ungeheure, und ein einziges Exemplar wurde ja oft durch sehr viele Hände abgegriffen. In den Jahren 1842 bis 44 kamen vier verschiedene Uebersetzungen heraus, die natürlich „beispiellos wohlfeil" waren, und die Diezmann'sche verkaufte sich bis 1844 in sieben oder acht Editionen. Ausgaben des Originals wurden durch den wohlfeilen belgischen Nachdruck, mit dem der deutsche Buchhandel nicht wetteifern konnte, verbreitet. Ueberdieß wurde eine ganze Mysterienliteratur ausgekramt. Wir zählen allein aus dem Jahre 1844 dreizehn Nachahmungen des Sue'schen Romans, theils Uebersetzungen, theils Originale. Von den „wahren" pariser Geheimnissen des ehemaligen Gauners und Galeerensträflings Eugène François Vidocq erschienen drei Verdeutschungen; ebenso zwei der Geheimnisse Londons von Sir Francis Trolopp

(pseudonym für Paul Féval), und zwei von W. Harrison Ainsworth's Londoner Mysterien.

Als Sue's ewiger Jude 1844 im Feuilleton des Constitutionell erschien, stürzten sich unsere buchhändlerischen Gewinnjäger mit noch größerer Wuth darauf, und wir erhielten im selben Jahre von diesem langausgesponnenen Machwerk nicht weniger denn elf Uebersetzungen. Gleicherweise wurde der achtbändige Roman Martin, l'enfant trouvé, ou les mémoires d'un valet de chambre 1846 elfmal in's Deutsche übertragen.

Unmäßig war auch die Freude, als Herr Alexandre Dumas, der Mitbeherrscher der bas étage der großen pariser Blätter, 1845 den zehnbändigen überabenteuerlichen Monte Christo aus seiner renommirten Roman- und Dramenfabrik hervorgehen ließ, und wer damals, an Samstagabenden zumal, in eine öffentliche Leihbibliothek kam, hörte immer und immer wieder die Nachfragen der deutschen Jünglinge und Frauenzimmerchen oder der von ihren Herrschaften gesandten Livreebedienten: ob der Graf von Monte Christo nicht zu Hause wäre? — Ueberhaupt hatte in den vierziger Jahren die ausländische Waare den deutschen Markt mehr denn je überschwemmt. Uebersetzungen von Romanen aller Völker und aller Art, der englischen von Bulwer bis zu Ainsworth, der schwedischen, dänischen, niederländischen, nordamerikanischen, italienischen, ungarischen und russischen, vornehmlich aber der französischen, verdrängten die ein-

heimischen Fabrikate, die allerdings zum größten Theile auch weniger zusagend waren; in dem Engelmann'schen Verzeichnisse der damaligen belletristischen Erscheinungen füllen diese Uebersetzungen mehr als die Hälfte aus, und so entdecken wir gleichfalls in dem Verlagskataloge einer einzigen leipziger Buchhandlung, der Kollmann'schen, eine überraschende Menge von französischen Autornamen. Welche Verbreitung erhielten nicht die fremden Unterhaltungsprodukte allein durch das vielgekaufte, in Stuttgart seit 1843 herausgegebene „belletristische Ausland“, dem Spindler's Name als Aushängeschild diente und das eine beträchtliche Haus= und Familienbibliothek für sich ausmacht.

Aber auch dieses Mißverhältniß hat sich nunmehr wesentlich verringert. Und was die vormärzliche unglaubliche Popularität eines Sue betrifft, so sollte sie schnell vergehen, wie alle Blasen, die der Tag aufwirft, und schwerlich wird es bei der heutigen praktischen Richtung so bald wieder einem derartigen Romanschreiber gelingen, sich gleiches Ansehen und gleichen Einfluß zu verschaffen. Die Stürme des verhängnißvollen Jahres Achtundvierzig haben die Luft von manchen Gährungsstoffen reingefegt, und es ist in der That Vieles „unmöglich“ geworden.

Schließlich wollen wir übrigens eine Ausgeburt der allerjüngsten Zeit nicht übersehen. Das ist die neue wiener Schinderromantik, begründet durch Herrn Adolf Bäuerle, den wiener „Volksdichter“ und langjährigen

Herausgeber der Theaterzeitung, den Schöpfer der Maskenfigur des Staberl und Ehrenbürger von sieben österreichischen Städten (geb. zu Wien 1784). Herr Bäuerle hat sich noch in seinen alten Tagen mit unfeinem Ruhme bedeckt, indem er der Vater einer bösen Gattung von Romanen wurde, die er Wiener Original-Romane nannte und die in den kleinen Tagesblättern der Kaiserstadt üppig fortwucherte. Aber Herr Bäuerle ist ein alter Praktikus. Er weiß, mit welchem Köder man den süßen Pöbel am besten anlockt, und aller Wahrscheinlichkeit nach wurde mit seinen Lokalgeschichten ein nicht übles Geschäft gemacht. Zuerst beschenkte er die Wiener im Jahre 1854 mit seiner „Therese Krones, Roman aus Wiens jüngster Vergangenheit". Dieser Roman enthält die Geschichte der 1832 gestorbenen, einst sehr beliebten, hübschen und leichtfertigen Schauspielerin am Leopoldstädter Theater, die man als den liebenswürdigen weiblichen Hanswurst von Wien oder auch als die wiener Déjazet bezeichnete. Ein adeliger Raubmörder aus Polen, der am Galgen endet, spielt darin bereits eine Hauptrolle. Die Geschichte war zuerst, unter dem Pseudonym Otto Horn, in der Theaterzeitung abgedruckt, erlebte dann noch zwei Auflagen und wurde auch zu einem erfolgreichen Zugstück für die Vorstadttheater bearbeitet. Das verführte Herrn Bäuerle zu einem neuen und kühnen Griff in die Annalen des hochnothpeinlichen Gerichts, und es erschien: „Zahlheim,

ein Wiener Criminalroman" (1856. 5 Thle.); ein Gebräu von Wahrheit und Dichtung, durchaus auf jenes Publikum berechnet, das sich früher an den Schauspielen öffentlicher Hinrichtungen weiden durfte. Herrn Bäuerle's Held, Franz von Zahlheim, ist nämlich der letzte Missethäter, der in Oesterreich gerädert wurde, und in den buchhändlerischen Ankündigungen hatte man nicht unterlassen, diesen historischen Umstand zur Empfehlung des Romans besonders hervorzuheben. Zahlheim war wiener Magistratssekretär. Sein Ende soll ihm schon zuvor bei einer Gasterei durch ein Zigeunerweib aus dem Kaffeesatze gewahrsagt worden sein. Er verfiel dem Dämon des Spiels, wurde ein Falschspieler und ermordete endlich mit einem Küchenmesser ein ältliches Frauenzimmer, das er bestohlen und durch ein Eheversprechen bethört hatte. Sein Urtheil lautete dahin, er solle auf dem Wege zum Hochgericht mit glühenden Zangen gezwickt, alsdann von untenauf lebendig gerädert werden. Am zehnten Mai 1786 wurde dieser Spruch, unter einem Zusammenlauf von Hunderttausenden, wirklich vollzogen, nur mit dem Unterschiede, daß man dem armen Sünder zuerst den Gnadenstoß mit dem Rade versetzte. Der gemüthliche wiener Dichter sucht nun seine Leser in ihren „Erholungsstunden" durch die gerichtlich erhärteten scheußlichen Einzelheiten jener feigen Mordthat, sowie der Hinrichtung Zahlheim's zu kurzweilen, und man liest im fünften Theile S. 135 ff. eine umständliche

Beschreibung des Räderns. Ja, es wird dem verehrlichen Publikum sogar die specificirte Rechnung des wiener Freimanns Adam Korzer mitgetheilt, welche derselbe nach der Hinrichtung des Delinquenten dem Criminalgericht einreichte; weshalb uns nur Wunder nimmt, daß Herr Bäuerle seine Romane nicht auch für „kulturgeschichtliche" ausgibt.

Daß aber die wiener Lokalromane als eine vereinzelte Erscheinung in unserer gegenwärtigen Unterhaltungsliteratur dastehen — dies bedarf wohl keines besonderen Erwähnens. Wer möchte auch im Allgemeinen die geistigen Lebensäußerungen der österreichischen Hauptstadt als irgendwie maßgebend für die deutsche Volksbildung anerkennen! — Und so bleibt denn immer, bei einer Vergleichung des ehemaligen Lesefutters mit dem heutigen, das Ergebniß ein durchaus vortheilhaftes für unsere Zeit.

Anmerkungen.

Zu S. 2. Schon Karl Friedrich Flögel sagt: „In Frankreich sind seit jeher eine Menge der allerzotigsten Bücher herausgekommen; woraus man nicht undeutlich auf den Geschmack der Nation schließen kann. Welch eine Menge von geilen Gedichten, Erzählungen und Possen in alten und neuern Zeiten; daß ich fast glaube, die Franzosen lassen in diesem Falle die Italiener hinter sich.“ Geschichte der komischen Literatur, I, 204. Vgl. auch O. L. B. Wolff, Allgemeine Geschichte des Romans von dessen Ursprung bis zur neuesten Zeit, S. 323 ff.

Zu S. 2. Die zu Berlin gedruckten „priapischen Romane“ (Rom 1791—97) sind zum Beispiel nur Uebersetzungen.

Mit Staunen nimmt man übrigens wahr, daß in den letzten Jahren, seit 1848, manche der schandbarsten französischen Schriften aus der vorrevolutionären Zeit von frechen Sosiern zu Stuttgart auf's Neue gedruckt werden konnten. So der einst vielgelesene Roman: Thérèse philosophe (Paphos 1775 ꝛc.), worin die gemeinsten Wollustscenen ausgemalt sind. Früher wurde dieses Buch, von dem wenigstens zehn verschiedene Auflagen erschienen, von lüsternen Liebhabern mit fünfzehn bis zwanzig Thalern bezahlt; der neue stuttgarter Abdruck wird nun für 1 Thlr. 10 Sgr. ohne Scham und Scheu öffentlich ausgeboten. Ferner:

Vie voluptueuse des Capucins et des Nonnes tirée de la confession d'un frère de cet ordre. Cologne, Pierre Marteau 1775. Neuer Abdruck: Stuttgart 1854. Preis: 1 Thlr.

l' Année galante, ou les Intrigues secrètes du Marquis de L. Cologne, P. Marteau. Neuer Abdruck: Stuttgart. Preis: 25 Sgr.

La Bibliotheque d' Aretin. Cologne, P. Marteau. Neuer Abdruck: Stuttgart 1848 (?). Preis: 3 Thlr.

Les Amours de garnison. Ms. trouvé dans le portefeuille d'un Capitaine de Dragons. Aux Invalides. s. l. e. a. Neuer Abdruck: Stuttgart 1854. Preis: 20 Sgr.

Le Joujou des Demoiselles, poésies galantes. Cologne, P. Marteau. Neuer Abdruck: Stuttgart. Preis: 25 Sgr.

Neuerdings wurde auch die gräßliche Justine des Marquis de Sade, deren Verkauf in Frankreich selbst bei schwerer Strafe untersagt war, von jenen stuttgarter Buchhändlern feilgeboten. Ob dieß gleichfalls ein Neudruck, wissen wir nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Das ziemlich seltene Buch wird nämlich zu seinem gewöhnlichen Preise von dreißig Thalern angekündigt; auffallend bleibt es jedoch, daß plötzlich in Stuttgart viele Exemplare davon aufgetaucht sind.

Zu S. 6. Welcker bemerkt: „Wollte man in Beziehung auf öffentliche Leihbibliotheken, weil aus denselben Minderjährige oder überhaupt unerfahrene Personen schädliche Nahrung schöpfen könnten, andere als die von rechtsgiltiger Beschlagnahme oder Unterdrückung getroffenen Bücher ausschließen, so würde hier eine einigermaßen passende, die Willkühr beseitigende Grenze nicht zu finden sein. Auch würde der Zweck verfehlt werden. Denn die hier zurückgewiesenen Bücher würden nun, da sie ja Jeder kaufen und auch von Privaten leihen kann, wegen der erweckten Neugier doppelt gelesen werden. Hier kann und muß nun die Erziehungsaufsicht und Leitung der Eltern, Vormünder und der Lehranstalten sich wirksam erweisen.“ S. den Artikel „Lesefreiheit“ im Staatslexikon von Rotteck und Welcker, VIII, 520. Auch Wachler erklärte sich seiner Zeit gegen eine Bevormundung von Staatswegen. Vergl. seine „Vorlesungen über die Geschichte der teutschen Nationalliteratur“, II, 271 ff. — Im Jahre 1844 forderte die badische Regierung von den Ständen eine Summe zur Bestreitung der Aufsicht über Leihbibliotheken, „um Sitten und Geist verderbende Romane, ekelhafte Mord- und Räubergeschichten, verführerische Schilderungen und unzüchtige Bücher jeder Art daraus zu entfernen“. Die Männer der Opposition fürchteten aber eine neue Beschränkung der Preßfreiheit und hielten, wie der Ausschußbericht sagt, auch das Verkehrteste von einem solchen Richteramte für möglich.

Zu S. 8. Catalogus Bibliothecae selectae, quam adornavit Joann Joachim Schwabe, Philos. Prof. Acad. Lipsiens. Lipsiae, 1785. 2 voll. P. II, p. 268—363. Diese Sammlung von Romanen hätte wohl verdient erhalten zu werden; sie wurde indessen durch öffentliche Versteigerung im „goldnen Bären“ zu Leipzig zerstreut. Franz Horn gibt in seiner „Poesie und Beredsamkeit der

Deutschen", II, 307 irrthümlich an, Schwabe habe mehr als anderthalbtausend deutsche Romane allein aus dem siebzehnten Jahrhundert zusammengebracht, und Joseph von Eichendorff hat ihm dies nachberichtet in seiner Schrift „der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum", S. 62.

Zu S. 49. Es hat auch noch ein Poet aus unsern Tagen, Eduard Boas, den Rinaldo Rinaldini besungen. Sein Gedicht hebt folgendermaßen an:

Vom Räuberfürsten las ich heut' die Mähre;
Und wünschte, daß ich Rinaldini wäre;
Der Horizont mein Dach, der grüne Wald mein Schloß,
Mein ganzer Reichthum: Liebchen, Büchs' und Roß.

* * * * * * * * *

Im Schooß des Liebchens ruht' ich, wenn ich müde;
An meiner Seite wacht der treue Rüde;
Die Büchse scharf geladen jedenfalls,
Die Silberpfeife trag' ich um den Hals.

Und lass' ich ihre lauten Töne gellen,
Dann tauchen auf die wilden Spießgesellen
Im Waldesdickicht; breiter Hut und Bart
Verhüllt ihr Antlitz nach der Räuber Art.

Zu S. 76. Außer seinen „Schauergemälden" und anderen Romanen lieferte Heinrich August Müller auch noch manche erbauliche Sachen, sowie Uebersetzungen aus dem Französischen und Kinderschriften. Von ihm ist unter Anderem das ABC= und Lesebuch mit dem abgeschmackten Titel: „Bitte! Bitte! liebe Mutter! lieber Vater! lieber Onkel! liebe Tante, schenke mir das allerliebste Buch u. s. w. Ein neues ABC= und Lesebuch nach Pestalozzi" (Hamburg 1811. Neue Auflage 1819).

Zu S. 78. Bei Colditz in Leipzig erschienen 1857:

Der letzte Rothensteiner; Ritter= und Geistergeschichte von Georg Friedrich Busch. IV und 236 S.

Ritter Hugo von Scharfenstein, der unschuldig Geächtete; Rittergeschichte aus der Vorzeit von Wilhelm Hansen. 192 S.

Konrad von Wiesenthal und Agnes von Weißenborn, oder die Wege des Verhängnisses; Rittergeschichte aus dem dreizehnten Jahrhundert von Wilhelm Hansen. 191 S.

Bei Breyer in Dresden erschienen:

Der Räuberhauptmann Joseph Bojanowsky, der Fürst der Todtengruft; historisch-romantisches Gemälde aus dem achtzehnten Jahrhundert von Karl Relffsöl. In Lieferungen à $2^1/_2$ Ngr.

Urach, der Sohn der Wildniß; romantische Erzählung aus dem Mittelalter von Guido Waldner. In vierzehn Lieferungen à $2^1/_2$ Ngr., mit vierzehn Lithographien.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß auch nach Amerika deutsche Einwanderer, welche den unteren Klassen angehörten, den Geschmack an den Räubergeschichten verpflanzten. Rinaldini und die „Volksbücher" vom Schinderhannes, dem Hundssattler u. a. m. wurden im „Lande der Freiheit" nachgedruckt; es wird insbesondere eine Verlagshandlung von W. Radde in New-York namhaft gemacht, die lange Zeit hindurch beinahe ausschließlich den Markt mit solchem Schunde versah.

Zu S. 79. Die Geheimnisse von Paris wurden übersetzt:

1) Von August Diezmann. Leipzig, Otto Wigand.
2) Von Erwin von Moosthal (pseudonym für L. Tafel); in Spindler's belletristischem Ausland. Stuttgart, Franckh.
3) Von Wilhelm Leu und G—. Grünberg, Levysohn.
4) Von einem Ungenannten, in einer „Allgemeinen Unterhaltungsbibliothek für das deutsche Volk". Potsdam, Stuhr'sche Buchhandlung.

Ein Nachdruck des Originals erschien zu Leipzig 1844.

Zu S. 80. Die übrigen Nachahmungen der Pariser Mysterien waren folgende:

1) Die Geheimnisse von Berlin. Aus den Papieren eines Berliner Criminalbeamten. Berlin, Meyer und Hofmann 1844. 6 Bde.
2) Die Mysterien von Berlin von August Braß. Berlin, Reichardt und Comp. 1844—45. 5 Bde.
3) Eine Nacht in Berlin, oder Geheimnisse eines Victualienkellers. Aus den Papieren eines Nachtwächters. Demmin, Gesellius und Comp. 1844.

4) Die Geheimnisse von Wien von Julian Feodor Chownitz. Leipzig, Ph. Reclam 1844. 2 Bde.
5) Die Geheimnisse von Hamburg von F. E. Christern. Hamburg, Schuberth und Comp. 1844. 2 Bde.
6) Die Geheimnisse von St. Petersburg. Ein Roman aus der Gegenwart. Leipzig, Schreck 1844. 3 Bde. Zweite Auflage in 9 Bdchn. 1844—45.
7) Die Geheimnisse von Amsterdam von L. van Eikenhorst. Aus dem Holländischen übertragen von J. C. J. Raabé. Leipzig, Reclam 1844—45.
8) Geheimnisse aus der vornehmen Welt, dem Volks- und Klosterleben in Wien, Prag und Pesth. Von einem Unbekannten. Meißen, Goedsche 1844. 2 Bde.
9) Geheimnisse aus dem Leben eines Leipziger Fiacres. Ein Genrebild. Leipzig, Hunger 1844.
10) Die Geheimnisse des Schlosses Mowbray. Eine abenteuerliche Geschichte. Leipzig, Literarisches Museum 1844. 2 Bde. In zwei Auflagen erschienen.

Im Jahre 1845 erschienen noch:

Die Geheimnisse von Brüssel von Süau de Varennes. Frei nach dem Französischen von Heribert Rau. Frankfurt, Oehler 1845. 2 Thle.

Die Geheimnisse von Altenburg. Altenburg, Helbig 1845.

Die Geheimnisse von Oldenburg, oder Schilderungen Oldenburgischer Zustände von Ralph. Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung 1845. 4 Hefte.

Zu S. 80.

1) Der ewige Jude, übersetzt von August Diezmann. Leipzig, Otto Wigand 1844—45.
2) — — deutsch von Friedrich Wilhelm Bruckbräu. Augsburg, Jenisch und Stage 1845.
3) — — Aus dem Französischen (von einem Ungenannten). Leipzig, Brockhaus 1845.
4) — — ins Deutsche übertragen von Johann Baptist Rousseau, fortgesetzt von Karl Bender. Mit Illustrationen. Berlin, Hofmann und Comp. 1844—46.

5) Der ewige Jude. Nach dem Französischen von August Zoller (in Spindler's belletristischem Ausland). Stuttgart, Franckh 1845.
6) — — Deutsche Original-Ausgabe, von einem Ungenannten, unter Mitwirkung Wilh. Ludw. Wesché's. Leipzig, Kollmann 1844. 16°. — Dieselbe Ausgabe in 8°.
7) — — übersetzt von Friedrich Funck. Frankfurt, Osterrieth 1844—45.
8) — — in das Deutsche übertragen von R. F. Adolphs. Mit Illustrationen. Berlin, Literatur- und Kunstcomptoir 1845.
9) — — Ins Deutsche übertragen von Theodor Hell. Grimma, Verlags-Comptoir. 1844—45.
10) — — deutsch von Ludwig Eichler, illustrirt von C. Richard. Leipzig, Weber 1844—46.
11) — — deutsch von Theodor Oelkers. Leipzig, Thomas 1844.

Ferner wurde der Roman „volksthümlich bearbeitet" von Dr. Hermann Schiff (Leipzig 1846).

Zu S. 80. Von dem Grafen von Monte Christo kennen wir vier Uebersetzungen:

1) Von A. Küster. Grimma 1845—46.
2) Von Friedrich Wilhelm Bruckbräu. Augsburg 1846.
3) Von einem Ungenannten. Leipzig 1846.
4) Von August Zoller (in Spindler's belletristischem Ausland). Stuttgart 1846.

Zu S. 84. Adolf Bäuerle schrieb neben „Therese Krones" und „Zahlheim" noch folgende Wiener Romane: Die Dame mit dem Todtenkopfe in Wien (2 Thle.); — Die Enkelin des Freimanns; Roman aus den Zeiten Kaiser Joseph II. (3 Thle.); — Wien vor 20 Jahren, oder Baron Rothschild und die Tischlerstochter (2 Thle.); — Das eingemauerte Mädchen; Wiener Criminalgeschichte aus der neuesten Zeit (1857. 2 Thle.).

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.